

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Hoffnung wird Realität

Zweites Osterfest in der Corona-Pandemie

Die Nachricht von der Auferweckung Jesu sei „keine Einbildung“, erklärte Papst Franziskus am Ostersonntag. In der feierlichen Osternacht hatte er die Kerze entzündet, die für Hoffnung und neues Leben steht. Eine Hoffnung, die die Welt im zweiten Jahr der Pandemie besonders nötig hat. ► Seite 7

Zukunftssorgen



Gerade einmal zwei Stunden alt ist das Lämmchen im Stall von Schäfer Michael Schlamp. Dieser sorgt sich nicht nur wegen der Wölfe. ► Seite 18/19

Synodenfreund

Als Generalsekretär der Bischofssynode sieht es Kardinal Mario Grech als seine Aufgabe an, synodale Prozesse in der Kirche weltweit zu unterstützen. Auch den in Deutschland. ► Seite 6



Wanderweg

Er ist der wohl bekannteste Höhenwanderweg Deutschlands: der Rennsteig. Über 169 Kilometer führt er durch den Thüringer Wald. Auch in Corona-Zeiten lässt sich hier gut wandern. ► Seite 20/21

Herzstück

Die Orgel ist das musikalische Herzstück der Kirche und gilt als „Königin der Instrumente“. In der Eifel werden seit Jahrzehnten Orgeln hergestellt. Hier trifft Handarbeit auf Hightech. ► Seite 14/15



Foto: KNA



Auf der Flucht sind Hunderttausende Menschen aus dem Norden Mosambiks. Sie fliehen vor radikalen Muslim-Gruppen in der Provinz Cabo Delgado. Das Militär hat angekündigt, die Kämpfer, die der Terrormiliz „Islamischer Staat“ nahestehen, zurückschlagen zu wollen. ► Seite 2/3

Leserumfrage

Digital statt Präsenzveranstaltung: Der Dritte Ökumenische Kirchentag (ÖKT) findet vom 13. bis 16. Mai nun doch nicht in Frankfurt, sondern virtuell statt. Plattform zur Teilnahme ist die Internetseite www.oekt.de. Werden Sie das Christentreffen online besuchen?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

ISLAMISTISCHER TERROR IN MOSAMBIK

Es geht ums Überleben

Dschihadisten verüben Blutbad – Kirche mahnt: Region nicht im Stich lassen

Tagelang krochen sie durch den Dschungel – auf der Suche nach ihren Rettern: nach einem der Evakuierungsboote oder nach einem Helikopter der herbeigerufenen Söldner aus Südafrika. Sie wussten: Wenn die Extremisten sie finden, würden sie sie aus dem Busch zerren und am Straßenrand enthaupten. Bereits in den Tagen zuvor hatten die Islamisten Hunderte ihrer Freunde und Kollegen getötet. „Überall liegen geköpft Körper herum“, zitieren südafrikanische Medien einen Augenzeugen.

Die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen berichtet: „Auch Kinder sind unter den Geflüchteten. Wir haben ein Baby mit einer Schusswunde versorgt.“ Der Überfall auf die Stadt Palma im Norden Mosambiks Ende März gilt Beobachtern zufolge als Weckruf in dem lange brodelnden Konflikt: Erstmals hatten die Islamisten neben Mosambikanern auch vor Ort stationierte Gastarbeiter angegriffen.

Nun bangt das südostafrikanische Land um seine Zukunft. Dabei waren religiöser Fundamentalismus und islamistische Gewalt in Mosambik lange Zeit ein Fremdwort. War die Rede von Gewalt, dachten die meisten Mosambikaner an den Bürgerkrieg, der das Land

von 1977 bis 1992 plagte. Damals starben eine Million Menschen.

Seit 2017 jedoch kommt es nahe der Grenze zum Nachbarn Tansania immer wieder zu Anschlägen der „Ahlu Sunnah Wa-Jamaa“ (etwa: Anhänger der Tradition). Auch unter dem Namen „al-Shabaab“ sind die dschihadistischen Kämpfer bekannt. Eine Verbindung zur gleichnamigen Terrorsekte in Somalia gibt es nicht, allerdings beanspruchte der „Islamische Staat“ das Massaker in Palma für sich.

Häuser niedergebrannt

„In jener Nacht wurde unser Dorf angegriffen und Häuser wurden niedergebrannt“, erzählt eine 28-jährige Mosambikanerin. Sie war zu Hause mit ihren vier Kindern, als die Bewaffneten über sie herfielen. „Wir versuchten, in die Wälder zu fliehen, aber dann erwischten sie meinen ältesten Sohn und enthaupteten ihn.“

Die Ermordung von Minderjährigen ist in der nordmosam-

bikanischen Provinz Cabo Delgado kein Einzelschicksal mehr, beklagt „Save the Children“. Die Organisation befragte Bewohner, die den Extremisten in der Unruheregion entkommen waren. „Unsere Mitarbeiter kämpften mit den Tränen, als sie in den Flüchtlingscamps die Leidensgeschichten von Müttern hörten“, erzählt der Landesdirektor der Hilfsorganisation, Chance Briggs.

Cabo Delgado liegt rund zwei Tagesreisen von der Hauptstadt Maputo im Süden entfernt. Seit der Entdeckung großer Gasvorkommen in der Region liefern sich internationale Konzerne ein Wettrennen um Förderrechte.

Die Bevölkerung hat der Rohstoff-Boom bislang nicht erreicht. Sie lebt in Armut, vielerorts ohne Wasser, Strom, Schulen und Kliniken. Laut Experten schuf diese Unterentwicklung den Nährboden für Fundamentalismus. Die Vereinten Nationen schätzen, dass der Kampf zwischen Islamisten und Soldaten mehr als 2000 Tote forderte.

Doch nicht nur die Terroristen haben den Alltag der Fischer und Hirten von Cabo Delgado jäh unterbrochen.

Im März warnte Amnesty International vor einem neuen Ausmaß der Gewalt: Islamisten, Soldaten und Mitarbeiter von privaten Sicherheitsunternehmen hätten „Hunderte Zivilisten“ getötet und mehr als eine halbe Million Bewohner in die Flucht getrieben.

Leichen im Massengrab

„Alle drei haben sich Kriegsverbrechen schuldig gemacht“, teilten die Aktivisten mit. Sicherheitskräfte hätten Männer festgenommen, ihnen Augenbinden angelegt und sie erschossen, ehe sie ihre Leichen in ein Massengrab warfen. Frauen seien zu einem Stützpunkt verschleppt und von Soldaten vergewaltigt worden. Für Entsetzen sorgte bereits im vorigen Jahr ein Video: Darin war zu sehen, wie Uniformierte eine unbewaffnete Frau vor sich hertrieben, ehe sie sie von hinten erschossen.

Erstmals beschrieb Amnesty International auch die mutmaßlichen Kriegsverbrechen durch Söldner des mosambikanischen Staats: „Nachdem die Sicherheitskräfte etliche Niederlagen gegen die ‚al-Shabaab‘ einstecken mussten, beauftragte



Zwei Soldaten der Streitkräfte von Mosambik proben den Ernstfall. Seit rund vier Jahren sieht sich das Land im Südosten Afrikas einer wachsenden Bedrohung ausgesetzt: dem Terror dschihadistischer Gruppen, die dem „Islamischen Staat“ nahestehen. Zuletzt nahmen die Kämpfe und Gewalttaten in der Provinz Cabo Delgado massiv zu.

Foto: US Navy/gem



Die meisten Bewohner der mosambikanischen Provinz Cabo Delgado leben von Fischerei und Landwirtschaft.

die Regierung die Dyck Advisory Group, ein privates Militärunternehmen aus Südafrika.“

Mehr als 50 Augenzeugen schilderten, wie die Söldner mit Maschinengewehren aus Helikoptern feuerten und Bomben abwarfen. Amnesty forderte Sanktionen gegen die Sicherheitsfirma. Nach dem Massaker in Palma genießt diese aber einen neuen, nun positiven Ruf: Die zuvor in Ungnade gefallenen Söldner sollen während des tagelangen Gefechts Dutzende Menschen mit ihren Helikoptern in Sicherheit gebracht haben.

Viele Bewohner flohen per Boot. Sie suchten Schutz auf den Inseln vor der Küste, in den azurblauen Gewässern, die in Friedenszeiten Touristen anlocken. Patrice Talla Takoukam, Vertreter der UN-Landwirtschaftsorganisation FAO, berichtete bereits zu Jahresbeginn: „Die Situation hat die Lebensgrundlage der Menschen komplett zerstört. Sie waren Bauern und Fischer. Jetzt sind sie auf Lebensmittelhilfe angewiesen.“

Von Blättern ernährt

In Montepuez, der zweitgrößten Stadt von Cabo Delgado, kümmern sich Mitarbeiter von Ärzte ohne Grenzen um die Binnenvertriebenen. Sie berichten von Bewohnern, die auf ihren mehrtägigen Märschen nur überleben konnten, weil sie sich von Blättern und wild wachsenden Mangos ernährten. Viele litten bei ihrer Ankunft in den Lagern unter den psychischen Folgeerscheinungen der Tortur.

„Im Dschungel stießen sie auf Tote – Verwandte oder Nachbarn aus ihrem Dorf, die ermordet wurden, ihre Leichen zerstückelt und ihre Köpfe abgetrennt“, berichtet Patricia Postigo, Koordinatorin von Ärzte ohne Grenzen. Mehr als 50 000 suchten Schutz in Montepuez. „Für sie geht es ums Überleben“, sagt Postigo. Sorge bereiten ihr die beengten Lebensverhältnisse: In Häusern, wo sonst sieben Menschen



▲ Dieser Familie gelang es, aus der von Islamisten besetzten Stadt Mocímboa da Praia im Norden Mosambiks zu fliehen. Foto: UNHCR/Deiliany de Souza



▲ Ein Markt in Cabos Delgados Provinzhauptstadt Pemba in friedlicheren Zeiten.

leben, hausen nun bis zu 40. Das begünstigte Ausbrüche von Krankheiten wie Cholera und Covid-19.

Um die Lage in Mosambiks entlegenem Norden zu stabilisieren, sprachen sich zuletzt einige Beobachter für eine internationale Militärmision aus. Doch diese Lösung scheint weit entfernt: Auch im vierten Jahr des Konflikts glaubt die Regierung von Präsident Filipe Nyusi daran, der Terroristen früher oder später selbst Herr werden zu können.

Anders sieht das Foccosa, die Gemeinschaft der Kirchenräte im

südlichen Afrika. Der Zusammenschluss von Religionsgemeinschaften aus 16 Ländern warnt von einer „humanitären Krise“, da mittlerweile jeder zehnte Bewohner Cabos Delgados auf der Flucht sei. „In dieser verzweifelten Situation sehen wir Kinder, Mütter, Behinderte, chronisch Kranke und Alte“, mahnen die Kirchenvertreter, „gar nicht zu reden von den Opfern von Covid-19, die kaum atmen können.“

Für Foccosa ist offensichtlich, dass die Gräueltaten in Cabo Delgado längst „kein mosambikanisches Problem“

mehr sind. Mehrere Ausländer, darunter Südafrikaner, sollen in den Reihen der Islamisten kämpfen. „Es handelt sich um einen regionalen Notfall und somit um eine afrikanische Bürde, welche die Welt nicht ignorieren kann“, heißt es von der Gemeinschaft.

„Bevor es zu spät ist“

Die Geistlichen rufen deshalb die lokalen Machthaber zum Eingreifen auf: Alles müsse in Bewegung gesetzt werden, um die Bewaffneten zur Rechenschaft zu ziehen. „Des Weiteren beschwören wir die Vereinten Nationen, die Krisen auf unserem geliebten Kontinent im Auge zu behalten, bevor es zu spät ist.“

Hoffnung geben die USA und die einstige Kolonialmacht Portugal. Beide Länder schicken Soldaten, um Mosambiks Armee in Terrorbekämpfung auszubilden. Mosambiks Präsident Filipe Nyusi kündigte einen massiven Gegenschlag an.

Die Kirchenvertreter gehen in ihren Forderungen indes noch einen Schritt weiter: Um die vernachlässigte Region langfristig zu befrieden, müssten die grundlegenden Probleme angepackt werden: Armut, Arbeitslosigkeit, fehlende Schulen und Straßen. „Die Regierung sollte über die sozialen und wirtschaftlichen Faktoren nachdenken, die Cabo Delgado so anfällig für diese Art von Aufruhr machen.“

Die Gewalt beenden, Vertriebene zurück in ihre Dörfer bringen und die Lebensqualität der Bewohner verbessern – all dies müsse in ein- und demselben Prozess geschehen. Gefragt seien dabei nicht nur die Politiker. Mit Blick auf europäische, chinesische und US-amerikanische Mineralölkonglomerate mahnen die Kirchen: „Unternehmen, die an der Gasförderung in der Provinz beteiligt sind, müssen dabei helfen, nachhaltige Lösungen zu finden, anstatt sich in die Sicherheit ihrer Betriebe zurückzuziehen.“

Markus Schönherr

Kurz und wichtig



Auszeit für Heße

Papst Franziskus hat dem Hamburger Erzbischof Stefan Heße (54; Foto: KNA) nach dessen Rücktrittsgesuch zunächst eine Auszeit gewährt. Der Papst habe Heße auf seinen angebotenen Amtsverzicht eine erste Antwort gegeben, erklärte das Erzbistum. Während seiner Abwesenheit soll nach Willen von Franziskus Generalvikar Ansgar Thim (63) die ordnungsgemäße Verwaltung der Erzdiözese sicherstellen. Die Frage, ob und wann Papst Franziskus den angebotenen Rücktritt von Erzbischof Heße annimmt, ist damit weiterhin offen.

Religionsfreiheit

Der Beauftragte der Bundesregierung für weltweite Religionsfreiheit, Markus Grübel (CDU), hat dazu aufgerufen, bei Entwicklungshilfeprojekten immer auch Fragen des religiösen Dialogs und der Religionsfreiheit mitzudenken. „Ob wir uns im Bildungsbereich engagieren oder Brunnen bauen, wir sollten die vor Ort vertretenen Religionen einbeziehen und sicherstellen, dass die Hilfsprojekte keine Gruppe oder Religion diskriminieren“, sagte Grübel bei einer Online-Tagung der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. (Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.)

Gedenkprogramm

Die Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten hat ein umfangreiches Online-Programm zum 76. Jahrestag der Befreiung der Konzentrationslager im April 1945 gestartet. Nach dem Auftakt, der Eröffnung der 360-Grad-Ausstellung mit dem Titel „Bruchstücke '45“ am 8. April, sollen im Internet unter www.remember-liberation.stiftung-bg.de bis Anfang Mai auch Gedenkveranstaltungen, Gespräche mit Überlebenden, Filme und Kunstprojekte präsentiert werden.

Priester ermordet

In Nigeria ist ein katholischer Priester überfallen und ermordet worden. Bei dem Angriff auf die Sankt-Paul-Kirche im Landkreis Katsina-Ala (Bundesstaat Benue) kamen auch mehrere Gemeindemitglieder ums Leben, berichtete die Tageszeitung „Vanguard“ vorige Woche. Bewaffnete sollen den Seelsorger nach der Frühmesse gesucht haben. Als dieser sich weigerte mitzukommen, schossen sie ihm in den Kopf und töteten weitere Gottesdienstbesucher. Die genaue Zahl der Ermordeten war bei Redaktionsschluss noch unklar. Überall im Land kam es in den vergangenen Monaten verstärkt zu Angriffen und Entführungen. Dabei werden zahlreiche Priester und andere Seelsorger entführt, um Lösegeld zu erpressen.

Verleihung im Oktober

Der neue Termin für die Verleihung des Internationalen Karlspreises an den rumänischen Präsidenten Klaus Iohannis steht fest. Die Auszeichnung soll am 2. Oktober im Krönungssaal des Aachener Rathauses überreicht werden, teilte die Stadt Aachen mit. Die ursprünglich für den Himmelfahrtstag am 21. Mai 2020 geplante Preisverleihung war wegen der Corona-Pandemie verschoben worden.

ZWEITES OSTERFEST IM LOCKDOWN

Botschaft der Hoffnung

Bischöfe: In der Pandemie zusammenhalten

BERLIN (KNA) – Die katholischen Bischöfe haben in ihren Osterbotschaften zum Zusammenhalt in der Pandemie aufgerufen. In manchen Predigten wurde aber auch der Blick auf die Probleme der Kirche gerichtet.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof **Georg Bätzing**, bedauerte Skandale und Unbeweglichkeit in der katholischen Kirche. Er leide an der Kirche, „wenn sie durch Skandale gläubige Menschen ins Wanken bringt oder durch erstarrte Strukturen und mangelnde Veränderungsbereitschaft vielen den Zugang zum Glauben blockiert“, sagte der Limburger Bischof am Ostersonntag.

Der Münchner Kardinal **Reinhard Marx** rief dazu auf, trotz der Krisen in Gesellschaft und Kirche die Botschaft der Hoffnung nicht aus den Augen zu verlieren. „Wir werden uns in dieser Krise nicht bewähren, wenn jeder sein Leben gewinnen will, sondern nur, wenn wir das ‚österliche Gesetz‘ im Blick behalten: Leben geben und so Leben gewinnen, das heißt eben, sein Leben teilen und einsetzen im Geist der Solidarität und so Zukunft ermöglichen“, mahnte der Erzbischof.

Für den Kölner Kardinal **Rainer Maria Woelki** ist die Liebe das deutlichste Erkennungszeichen von Ostern. Das Fest zeige einen Ausweg aus einer sich immer weiter verbreitenden Orientierungslosigkeit.

Der Bamberger Erzbischof **Ludwig Schick** bezeichnete Ostern als „dynamisches Fest“. „Lassen wir uns auferwecken und stehen wir auf, gerade jetzt im Lockdown der Corona-Pandemie.“ Gott wolle die Menschen zur Achtsamkeit, zum Respekt, zum Wohlwollen, zur Rücksichtnahme und zur Hilfsbereitschaft aufwecken.

Der Berliner Erzbischof **Heiner Koch** betonte, dass in Zeiten des Zweifels der Glaube wachsen könne. Er könne „zu einem reifen, tragfähigen, belastbaren Glauben reifen, der uns dann in schweren Stunden trägt und Hoffnung gibt“.

Christen könnten die Enttäuschung der Jünger nach Christi Tod nachempfinden, „wie wahrscheinlich in wenigen anderen Jahren“, sagte der Bischof von Dresden-Meißen, **Heinrich Timmerevers**. Der Görlitzer Bischof **Wolfgang Ipolt** erinnerte daran, dass die Verletzlichkeit des Lebens durch Corona neu bewusst geworden sei.



▲ Bischof Georg Bätzing. Foto: KNA

Zu Hilfen für leidende Menschen rief der Freiburger Erzbischof **Stephan Burger** auf. Er erinnerte an das Leid der Menschen in Syrien, Myanmar, im äthiopischen Bürgerkrieg oder an die Situation von Flüchtlingen an den EU-Grenzen.

In Regensburg sagte Bischof **Rudolf Voderholzer**: „Wir wollen nicht klagen, sondern dankbar sein, dass wir die Sakramente feiern dürfen.“ Gott habe keine Berührung Angst. „Er führt uns im Heiligen Geist zu einer Gemeinschaft zusammen.“ Das Zusammensein gehöre wesentlich zum Menschsein und gerade auch zum Christsein.

Der Augsburger Bischof **Bertram Meier** sprach von Ostern als „kollektivem Hoffnungszeichen“. Dieses sei „trotzig und frech“ zu feiern, in der Gemeinschaft und auch zu Hause, um auch in Corona-Zeiten mit Zuversicht das Leben zu begrüßen. Denn dieses sei durch Christi Auferstehung stärker als der Tod.

Der Magdeburger Bischof **Gerhard Feige** sieht in der Corona-Krise einen Ansporn zur Kritik an „Verkrustungen“ in der Kirche. „Wie viele verschanzen sich doch hinter Lehrsätzen und Gewohnheiten“, sagte Feige. „Manchmal regt uns das Evangelium als das eigentliche Gewissen unserer Kirche viel zu wenig auf oder an.“ Christen müssten ihre „gewohnten Bahnen und Überzeugungen verlassen, um Gott auch außerhalb davon zu suchen“.

Den aktuellen Zustand seiner Kirche kritisierte der Essener Bischof **Franz-Josef Overbeck**. „Was wir heute von der Kirche und im Glauben oft erleben, hat viel mit Entsetzen und Schrecken, mit Flucht und mit Furcht zu tun“, sagte er. Stattdessen müsse die Kirche Zeichen der Liebe und Zuneigung setzen und Segen schenken.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 12

Bund und Länder wollen zu Ostern nur virtuelle Gottesdienste – richtig oder übertrieben?

21,1 % Wir sind in der dritten Pandemiewelle. Vorsicht hat Priorität!

50,8 % Ostern ohne Gottesdienstbesuch ist für Christen undenkbar.

28,1 % Die Hygienemaßnahmen bei Gottesdiensten sind doch ausreichend.

MIT TALENT UND EHRGEIZ

Weg zum Erfolg führt über Gott

Glaube und Familie sind für Fußball-Star Vincenzo Grifo der größte Rückhalt

Vincenzo Grifo ist Profifußballer beim SC Freiburg und Nationalspieler Italiens. Sein Beispiel zeigt: Der Weg zum Erfolg ist nicht einfach – aber mit einem starken Rückhalt möglich. Für den gebürtigen Pforzheimer ist das vor allem seine Familie. Und ein stilles Gebet in der Kabine.

Immer wenn im Fernsehen Fußball-Weltmeisterschaften oder alternativ Europameisterschaften liefen, versammelten sich die Grifos im Wohnzimmer auf dem Sofa und fieberten mit dem italienischen Team, der „Squadra Azzurra“. Mittendrin: Vincenzo und seine Brüder Francesco und Pino. Gemeinsam jubelten sie für ihre Idole.

Früher hießen diese Roberto Baggio, Luca Toni und Andrea Pirlo. Heute sind es Giorgio Chiellini und Leonardo Bonucci. Dass er selbst eines Tages einer dieser berühmten Spieler sein würde, hätte Vincenzo nie geahnt. Davon geträumt hatte er aber schon.

Fußball gespielt hat er eigentlich schon immer. Ein altes Kinderfoto zeige ihn ganz klein, mit einem Ball größer als er selbst, erinnert sich Grifo amüsiert. Wenn er von seinem Weg zum Profifußballer spricht, erwähnt er eine Person besonders häufig: seinen sechs Jahre älteren Bruder Francesco. „Er war mein erster Trainer“, sagt Grifo mit einem Lächeln.

Trainertipps vom Bruder

Sein Bruder nahm ihn oft auf den Bolzplatz mit. Dort zeigte er ihm Tricks und gab ihm Tipps, wie er besser werden könnte. Schon mit drei Jahren spielte Vincenzo für den VfR Pforzheim. Er hatte nicht nur Talent, sondern auch den richtigen Ehrgeiz, um Profi werden zu können. Mit 14 bekam er erste Angebote von anderen Vereinen.

Für seinen Traum, Profifußballer zu werden, musste er hart trainieren und auf vieles verzichten. Während seine Freunde am Wochenende die Nacht zum Tag machten, lag er im Bett, weil er fit und ausgeruht für das Spiel am nächsten Tag sein musste. Nicht nur er brachte damals viele Opfer, auch seine Eltern, die ihn unterstützten, wo immer sie konnten. „Das war für mich auch ein Antrieb, es wirklich schaffen zu wollen, weil ich meinen Eltern etwas zurückgeben wollte“, sagt der 27-Jährige.



▲ An Gott sollte man sich nicht nur in schweren Zeiten wenden, sondern ihm auch immer wieder für gute Zeiten danken, findet der katholische Fußballer Vincenzo Grifo. Gott gebe ihm jeden Tag Kraft, sagt der Freiburg-Spieler. Foto:Imago/Michael Weber

Am 19. Oktober 2012 hatte Grifo sein erstes Bundesligaspiel. Er war 19 Jahre alt und lief für die TSG Hoffenheim auf. Seine ganze Familie saß im Stadion. Besonders prägend sind in seiner Erinnerung die Worte seines großen Bruders vor dem Spiel geblieben: „Spiele einfach, wie du immer spielst, und gib dein Bestens, wie du es immer tust.“

Seit diesem Debüt trug Vincenzo die Trikots verschiedener Vereine: neben dem der Kraichgauer auch das des SC Freiburg oder das von Borussia Mönchengladbach. Zwischenzeitlich spielte er für Freiburg auch in der Zweiten Bundesliga.

Im Nationalteam

Am 20. November 2018 bestritt Grifo sein erstes Spiel im italienischen Nationaltrikot – in einem Freundschaftsspiel gegen die USA. Jene Spieler, denen er vor Kurzem noch vom Sofa aus zugeschaut hatte, waren nun seine Mannschaftskollegen.

„Ich kann heute immer noch nicht in Worte fassen, was das für mich bedeutete“, sagt er so begeistert, als ob noch der kleine Junge spricht, der damals vor dem Fernseher die Italien-Spiele schaute. Es war

immer sein Traum gewesen, für die Bundesliga und für die italienische Nationalmannschaft zu spielen. Voriges Jahr schoss er seine ersten zwei Tore im „Azzurri“-Trikot.

Noch nie so gut wie heute

Im September 2019 kam Grifo zum SC Freiburg zurück – ein Wechsel, der sich für ihn lohnen sollte: So gut wie heute und wichtig für sein Team war er wohl noch nie. Dass Grifo so aufgeblüht ist, liegt sicherlich auch am Freiburger Trainer Christian Streich. In Interviews bezeichnete dieser Vincenzo Grifo schon als seinen Thomas Müller und als eine „richtige Persönlichkeit für die Mannschaft“.

„Er ist außergewöhnlich“, sagt Grifo über Streich. „Er nimmt sich Zeit für dich auch über den Fußballplatz hinaus.“ Streich vermittelte den Spielern das Gefühl, dass sie ihm nicht nur als Fußballer, sondern auch als Menschen wichtig sind. Und er helfe den – oft sehr jungen – Spielern nicht nur dabei, bessere Fußballer zu werden, sondern „er macht dich auch zu einem besseren Menschen“, sagt Grifo. Dieses Verhalten sei in der Fußballwelt eher die Ausnahme.

Zur bunten Welt des Profifußballs gehören auch die großen und kleinen Rituale der Stars. Weltstar Cristiano Ronaldo spielt beispielsweise kein Match, ohne davor den Friseur aufgesucht zu haben. Und Bastian Schweinsteiger feuchtete vor jedem Spiel seine Socken und Schuhe an.

Auch Grifo hat ein festes Ritual vor jedem Spiel, doch es hat einen anderen Charakter: Der Katholik spricht in der Kabine ein Gebet. Während alle anderen sich schon auf den Weg zum Fußballfeld machen, bleibt er noch ein paar Sekunden allein und betet. „Gott ist jeden Tag bei mir und gibt mir Kraft“, erklärt der 27-Jährige.

Er lebt seinen Traum

Grifo weiß es zu schätzen, was für ein Glück er hatte, seinen Kindheitstraum leben zu können. Nicht nur das: Er hat eine große Familie und alle sind gesund. Das seien die Dinge, die wirklich im Leben zählen. Wer gläubig ist, sollte sich nicht nur in den schwierigen Zeiten an Gott wenden, sondern „es ist genauso wichtig, sich bei ihm zu bedanken für das, was wir haben“, sagt Grifo. „Und das versuche ich immer zu machen.“

Trotz seines Erfolgs wirkt er wie ein junger Mann, der weiterhin mit den Füßen auf dem Boden steht. Fußball hin oder her: Immer das Wichtigste in seinem Leben sei stets seine Familie gewesen. Deshalb schmerzt es ihn, dass er viele wichtige Ereignisse in seiner Familie wegen seiner Fußballkarriere verpassen musste.

Aber er ist realistisch: „Mir ist es klar, man kann nicht alles haben.“ Aber die Familie war und ist der Grund, auch in schwierigen Momenten nie aufzugeben. Vor allem jetzt, nachdem er zum ersten Mal Vater eines Mädchens wurde.

Als Vincenzo Grifo klein war und seine Eltern jedes Wochenende immer bei seinen Spielen zuschauten, gab er seiner Mutter ein Versprechen: „Eines Tages wirst du im Stadion mit 30 000 Zuschauern sitzen und mit ihnen jubeln, weil dein Sohn in der Bundesliga ein Tor geschossen hat.“

Dieses Versprechen hat er längst eingelöst. Der Kindheitswunsch aber ist nach wie vor seine große Motivation. *Giordana Marsilio*



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat April

... für grundlegende Rechte.

Beten wir für jene, die im Einsatz für fundamentale Rechte in Diktaturen, autoritären Regimen und in Krisenzeiten sogar in Demokratien ihr Leben riskieren.



AUF YOUTUBE

Papstpredigten in Gebärdensprache

ROM (KNA) – Generalaudienzen und Angelusgebete des Papstes werden seit Ostern auch in Gebärdensprache übertragen. Wie das Portal Vatican News in der vorigen Woche mitteilte, wurden dafür zunächst zwei Youtube-Kanäle eingerichtet: einer für amerikanische, ein weiterer für italienische Gebärdensprache. Damit sollen Predigten und Ansprachen von Franziskus für Gehörlose zugänglich gemacht werden.

Der Sendestart war am Oster Sonntag zum traditionellen Segen „Urbi et orbi“. Das Projekt ist den Angaben zufolge auf ein Jahr befristet. Es gebe aber „den ausdrücklichen Wunsch, daraus einen dauerhaften Dienst in mehreren Sprachen zu machen“.

Die Anregung für den Service kam vom Papst selbst. Im Dezember rief er die Weltkirche auf, für Menschen mit Behinderung „geeignete und zugängliche Instrumente für die Glaubensweitergabe zu schaffen“. Dabei solle man auch auf neue Technologien setzen. Franziskus forderte, „die Welt menschlicher zu machen, indem wir alles wegräumen, was sie an voller Bürgerschaft hindert“.

Was der Geist der Kirche sagt

Kardinal Mario Grech über Synodalität und den Reformprozess in Deutschland

ROM – Mario Grech, seit November Mitglied des Kardinalskollegiums, soll der katholischen Kirche zu mehr Synodalität verhelfen. Im Oktober 2019 wurde der maltesische Bischof Pro-Sekretär, im September 2020 Generalsekretär der römischen Bischofssynode. Im Interview spricht der 64-Jährige über das Hören auf den Heiligen Geist und den Synodalen Weg in Deutschland.

Herr Kardinal, im Oktober 2022 will Papst Franziskus eine Synode über Synodalität abhalten. Sie und Ihr Team sollen sie vorbereiten. Wie weit sind Sie?

Die Synode wurde bereits um ein Jahr verlegt. Ursprünglich hätte sie dieses Jahr stattfinden sollen, wurde aber wegen der Amazonas-Synode verschoben. Dann kam die Pandemie. Um ehrlich und fair zu sein: Wir sind nicht sicher, ob sie 2022 stattfinden kann. Vor allem für eine Synode über Synodalität braucht es die Beteiligung eines größeren Personenkreises. Das finde ich unter den gegebenen Umständen ziemlich schwierig.

Immer wieder betont Franziskus: „Eine Synode ist kein Parlament, Synodalität keine Demokratie.“ Was genau macht Synodalität aus?

Synodalität ist ein kirchliches Instrument, das uns hilft, Gottes Willen zu erkennen. Das ist eine sehr anstrengende, fordernde Erfahrung. Man muss sehr gut zuhören – nicht nur Menschen, sondern auch dem Heiligen Geist. Und der spricht nicht nur durch Bischöfe, sondern auch durch das Volk Gottes.

Wie unterscheidet sich zwischen dem, was mir Leute sagen, und dem Heiligen Geist?

Mittels geistlicher Unterscheidung in einer Haltung des Gebets. Wir können eine Synode, einen synodalen Prozess, nicht ohne grundlegendes theologisches Konzept ver-

stehen. Ich gehe davon aus, dass alle, die an einer synodalen Erfahrung interessiert sind, wissen: Wir haben es mit Heiligem zu tun, mit dem Heiligen Geist und dem, was er der Kirche heute sagen will. Und dann gibt es in der Kirche Petrus – also das Papstamt. Das kann uns sagen, ob unsere geistliche Unterscheidung richtig liegt oder nicht.

Weltweit gibt es derzeit an mehreren Orten Synoden oder synodale Prozesse. Von welchen wissen Sie?

In Italien etwa gibt es vier Diözesen, die bereits eine Synode feiern. In Irland ist die Bischofskonferenz interessiert, einen synodalen Prozess zu beginnen. Dazu hatten wir bereits ein Online-Treffen. Zwar keine Synode – aber mit ähnlichem Anliegen gibt es in Australien eine Vollversammlung der katholischen Kirche, zu der kürzlich das Arbeitsdokument veröffentlicht wurde. Dann gibt es die deutsche Initiative. All das ist ein positiver Moment für die Kirche.

Die italienischen Bischöfe mussten Franziskus auffordern, einen synodalen Prozess zu beginnen. Dagegen sieht er die Initiative der Kirche in Deutschland, die von sich aus damit begann, eher kritisch. Freut man sich in Rom nicht, wenn Ortskirchen selbst aktiv werden?

Das glaube ich nicht, dass Rom nicht erfreut darüber ist. Wir sind hier, um bei einem solchen Prozess zu helfen, ihn zu unterstützen. Natürlich muss jeder Fall für sich betrachtet werden. Es gibt jene, die man ermutigen muss, einen Schritt vorwärts zu machen, und es gibt jene, die man zu etwas Vorsicht

mahnen muss. Nicht weil jemand unsere Freiheit einschränken wollte, sondern um zu helfen, nicht vom Weg abzukommen.

Es gibt also eine gewisse Reserviertheit gegenüber dem Synodalen Weg in Deutschland?

Nicht, dass ich wüsste. Ganz im Gegenteil: Ich traf die Leitung der Deutschen Bischofskonferenz im vergangenen Jahr – ein sehr interessantes Treffen. Aus den Nachrichten habe ich erfahren, dass Bischof Bätzing zu weiteren Treffen nach Rom kommen will. Bei der Begegnung damals lud er uns ein; und wir sagten, wir seien bereit zu kommen. Die Beziehungen sind also gut.

Planen Sie also, zur nächsten Versammlung des Synodalen Weges im Herbst nach Deutschland zu kommen?

Noch habe ich keine formale Einladung bekommen. Aber wie gesagt: Ich stehe zur Verfügung. Das ist meine Berufung und Aufgabe, meine bischöflichen Mitbrüder bei diesen Unternehmen zu unterstützen. Jede Einladung, die mich erreicht, werde ich positiv erwägen.

Interview: Roland Juchem

►
Kardinal Mario Grech ist Generalsekretär der römischen Bischofssynode.

Foto: KNA



DIE WELT



OSTERN IM VATIKAN

„**Hoffnung, die nicht enttäuscht**“

Papst fordert, den Impfstoff gerecht zu verteilen – Besuch bei ehemaligem Kardinal

ROM – Auch wenn dieses Osterfest nach dem im vorigen Jahr erneut von der Corona-Pandemie gekennzeichnet war: Papst Franziskus nannte am Ostersonntag konkrete Wege, um die weltweite Gesundheitskrise zu überwinden. Dazu gehört die international begonnene Impfkampagne. Ein Besuch des Papstes bei einem entlassenen Kurienkardinal hatte zuvor für Überraschung gesorgt.

Weil es just der 1. April war, glaubten zunächst etliche Vatikanmitarbeiter an einen Aprilscherz: Am Abend des Gründonnerstags berichteten einige Nachrichtenagenturen, dass Franziskus die Abendmahlsfeier mit dem früheren Kurienkardinal Angelo Becciu zelebriert habe – in dessen Privatkapelle.

Der aus Sardinien stammende Becciu war von 2011 bis 2018 Substitut des Staatssekretariats und danach Präfekt der Heiligsprechungskongregation. Von diesem Amt trat der 72-Jährige Ende September – offenbar auf Druck des Papstes – zurück und verzichtete auf seine Rechte als Kardinal.

Anlass dafür war ein Finanzskandal des Vatikans, in den Becciu verwickelt sein soll. Die Ermittlungen der vatikanischen Justizbehörde dazu laufen. Der ehemalige Vatikanmitarbeiter ziehe es vor, „sein Schweigen und die maximale Vertraulichkeit zu wahren, die er sich seit jenem 24. September 2020 auferlegt hat“, sagte Tonio Becciu, der Bruder des Prälaten, der Tageszeitung „L'Unione Sarda“ am Karsamstag.

Am Gründonnerstagabend feierte Papst Franziskus in früheren Jahren jeweils eine Messe in Haftanstalten oder Sozialeinrichtungen. Diesmal verzichtete er jedoch darauf. Offiziell gab es keine Begründung, doch in Vatikankreisen hieß es, der Papst wolle sich



Den Segen „Urbi et Orbi“ spendete der Papst im Anschluss an die Ostermesse im Petersdom. Zuvor beklagte er in seiner Osterbotschaft „Verzögerungen bei der Impfstoffverteilung“.

Foto: KNA

vor den Osterfeierlichkeiten schonen. Er habe weiterhin mit seinem Ischias-Leiden zu kämpfen.

Angestrengt ausgeharrt

Am Karfreitag sah man dem Pontifex aber nicht an, dass er gesundheitlich angeschlagen ist. Den abendlichen Kreuzweg, der wieder auf dem abgesperrten Petersplatz stattfand, verfolgte der 84-Jährige angestrengt, mit großem Abstand auf einem Sessel inmitten des Platzes ausharrend. Eine Kindergruppe trug das Kreuz von einer der 14 Stationen zur nächsten.

„Lieber Jesus, du weißt, dass auch wir Kinder Kreuze zu tragen haben, die weder leichter noch schwerer sind als die Kreuze der Erwachsenen“, hieß es in der Einleitung zu der Andacht. Die Meditationen und Gebete hatten in diesem Jahr Kinder und Jugendliche verfasst. Zum Schluss der Zeremonie gegen 22 Uhr verzichtete Franziskus auf eine ihm zugedachte Ansprache und wandte sich lieber den Kindern zu.

In einem fast leeren Petersdom erteilte er am Ostersonntag feierlich den Segen „Urbi et Orbi“, der Stadt Rom und der gesamten Welt. Wie schon im vergangenen Jahr waren

angesichts der Pandemie nur wenige Teilnehmer zum österlichen Hochamt zugelassen. Der Papst beklagte in seiner Osterbotschaft die „Verzögerungen bei der Impfstoffversorgung“ und forderte von der internationalen Gemeinschaft erneut, für „eine solidarische Verteilung“ der Impfstoffe zu sorgen, die „speziell den ärmsten Ländern“ zugutekommen solle. Auch mit den Demonstranten in Myanmar erklärte er seine Solidarität.

Die Botschaft von der Auferweckung Jesu sei „keine Einbildung“ und „keine Zauberformel“, erläuterte der Papst. Sie zeige auch „keinen Fluchtweg aus der schwierigen Situation, die wir gerade durchleben“. Doch inmitten von Pandemie und Krise könne die Osterbotschaft „eine Hoffnung schenken, die nicht enttäuscht“.

Auffallend besorgt kommentierte der Pontifex die Lage im Nahen Osten. Der krisengeschüttelte Libanon solle „ein Land der Begegnung, des Miteinanders und des Pluralismus“ bleiben; die Kriege in Syrien und dem Jemen sollten endlich zu Ende gehen und Libyen zur Ruhe finden. Auch für Israelis und Palästinenser erneuerte der Papst ausdrücklich den Appell zu Friedensverhandlungen und einer Zwei-Staaten-Lösung.

Dank an Mitarbeiter

Abweichend vom Redemanuskript fügte er vor dem Abschlusssegens ein Dankeswort ein. Es war an Kardinal Angelo Comastri gerichtet – für dessen langjährigen Dienst als Erzpriester von Sankt Peter. Der Kardinal ist kürzlich in den Ruhestand gegangen, sein Nachfolger wurde der Franziskaner-Kardinal Mauro Gambetti. Ebenso dankte der Papst allen Mitarbeitern, die die Feiern der Kar- und Ostertage mit vorbereitet hatten.

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Gerda Röder ist freie Journalistin. Von 1998 bis 2004 war sie Chefredakteurin der Katholischen Sonntagszeitung.

Gerda Röder

Nicht nur verborgen Christ sein

Ostern – ein Frühlingsfest: am Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling, jedes Jahr, selbstverständliche fröhliche Tage. Ostern – ein Glaubensfest: jedes Jahr weniger selbstverständlich. Wieso ist es Menschen wichtig, trotz Anmelde- und Maskenzwang Gottesdienste zu besuchen? Mehrere Tage nacheinander, zu ungewohnten Zeiten, abends am Gründonnerstag, nachmittags am Karfreitag, am Ostermorgen in aller Frühe? Und das, um ein seltsames Ereignis, stattgefunden vor fast 2000 Jahren, zu feiern?

Jesus, der Gott seinen Vater nannte, der schmächtig am Kreuz hingerichtet und begraben wurde, soll nicht tot geblieben, sondern Menschen, die ihn liebten, lebendig

begegnet sein. Wir wüssten es nicht, wenn es nicht Begeisterte weitererzählt hätten. Sie hatten wenig Gewinn davon. Schon die Apostelgeschichte, aufgezeichnet vermutlich im neunten Jahrzehnt unserer Zeitrechnung, berichtet von Verfolgungen derer, die sich Christen nannten. Trotzdem ist die frohe Botschaft nicht untergegangen. Nach dem stillen Ostern 2020 fiel diesmal auf, dass in vielen Gotteshäusern die nach Hygienemaßnahmen korrekt distanzierenden Plätze voll besetzt waren. Die Christen fielen auf.

Daraus wächst eine besondere Verantwortung. Die Kirche hat durch die Jahrhunderte für die Weitergabe der frohen Botschaft gesorgt – von Jesus, der gelebt hat, gestorben ist

und auferweckt wurde. Heute hat sie keine gute Reputation. Seit Jahren bestimmt die Aufdeckung und Aufarbeitung skandalösen Verhaltens ihr Bild. Viele verlassen sie. Die, die bleiben, behalten ihr Christsein für sich, wissen auch nichts von anderen Gläubigen am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft.

„Zeugnis geben“, in Osteransprachen gern erwähnt, kann heute schon heißen, gelegentlich den Messbesuch zu erwähnen. Es heißt aber auch, sich christlich zu verhalten. Papst Franziskus hat dazu einen jetzt besonders wichtigen Aspekt genannt: „Ich kann mir keinen Christen vorstellen, der nicht lachen kann. Sehen wir zu, dass wir ein frohes Zeugnis unseres Glaubens geben.“



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Vorhandene Brücken nutzen

Wenn Markus Grübel dazu auffordert, Religion bei der Entwicklungsarbeit mitzudenken, scheint das auf ersten Blick eine Selbstverständlichkeit. Auf den zweiten Blick verweist der Beauftragte der Bundesregierung für weltweite Religionsfreiheit auf eine praktische Notwendigkeit. Sie sollte sogenannten aufgeklärten Ländern, dem „Westen“, sehr zu denken geben.

Zu Recht ist die Ehrfurcht vor der Existenz, vor der geschaffenen Welt und der Wirklichkeit als Geschenk eine Grundlage, die in vielen Ländern intakt ist und die bis vor nicht allzu langer Zeit auch Teil unserer Kultur war. Während westliche politische und kulturelle Eliten häufig lächeln oder spotten,

wenn es um die religiösen Werte geht, heben sie – als säkularisierte Varianten – Achtsamkeit, Respekt vor Andersartigkeit und Vielfalt als angeblich neue Werte hervor.

Wer sich ernsthaft mit sozialen Haltungen in anderen Völkern befasst, kommt nicht umhin zu erkennen, dass dort eigentlich weltgestaltende Haltungen vorhanden sind, während wir dabei sind, sie bei uns über Bord zu werfen – wenn sie nicht schon längst über Bord gegangen sind. Es ist Markus Grübels Verdienst, dass er auf diesen Zusammenhang hinweist und Religion nicht in die Rumpel- oder Asservatenkammer aggressiv aufklärerischer Kreise verbannt. Was wäre das andere als Kulturimperialismus?

Grübel spricht aus Effektivitätserwägungen heraus. Warum sollte sich Entwicklungshilfe ein Bein stellen? Wozu Barrieren errichten, die den eigenen Interessen entgegenstehen? Das ist westlicher Rationalismus: effektiv die Welt verwalten und gestalten. Auf dem gründet ein Großteil des Wohlstands.

Viele europäische Steuermittel fließen in die Entwicklungshilfe. Sie sollte zweierlei tun: den religiös motivierten Weltzugang anderer Völker in seinem Wert erkennen und gleichzeitig wertschätzen, was davon in der westlichen kulturellen und religiösen Weltgestaltung vorhanden ist – erfahrungsgemäß nicht wenig. Das heißt, es gilt, vorhandene, aber unbekannte Brücken begehen.



Wiltraud Beckenbach ist Ehrenvorsitzende des Verbands Familienarbeit e.V.

Wiltraud Beckenbach

Ehegattensplitting muss bleiben!

Immer wieder wird gefordert, das Ehegattensplitting abzuschaffen. Angeblich würden Ehepaare über Gebühr davon profitieren und Frauen von der Erwerbstätigkeit abgehalten. Dabei wird verkannt, dass das Splitting deshalb eingeführt wurde, weil zuvor Verheiratete gegenüber Unverheirateten steuerlich schlechter gestellt waren. Zudem spielt auch das Unterhaltsrecht eine Rolle: In der Ehe sind alle gegenseitig zum Unterhalt verpflichtet. Sie bilden eine Wirtschaftsgemeinschaft.

Das Ehegattensplitting sorgt dafür, dass alle Einzelpersonen und Ehepaare mit gleichem Pro-Kopf-Einkommen gleich viel Steuern zahlen. Dabei zählt in der Ehe das Gesamteinkommen, unabhängig davon, wer es

erwirtschaftet. Wer das Ehegattensplitting als Privilegierung bezeichnet, verkennt diese Zusammenhänge.

Die Einbußen, die vor allem Mütter infolge der Kindererziehung bei Einkommen und Alterssicherung haben, sind eklatant. Dabei reduzieren Eltern gerade wegen der Kindererziehung die bezahlte Arbeit außer Haus. Der Splittingvorteil bei einem Durchschnittseinkommen dürfte derzeit bei etwa 300 Euro im Monat liegen. Für diesen Betrag seine Kinder selbst zu erziehen ist kein Geschäft, sondern Idealismus.

Als Lösung dafür die Erwerbstätigkeit anzubieten, am besten noch 50:50 mit dem Ehepartner geteilt, ist zynisch. Andere Fami-

lienmodelle gegenüber dem politisch gewollten Zweiverdiener-Ehepaar steuerlich zu benachteiligen und Eltern womöglich auch noch die Familienversicherung in der gesetzlichen Krankenversicherung streitig zu machen – auch dies ist immer wieder in der Diskussion –, ist ein eklatanter Eingriff in die Wahlfreiheit von Lebensmodellen. Würde den Familien das Ehegattensplitting genommen, müsste die Familienförderung erneut auf den Prüfstand!

Es ist bedrückend und ein Armutszeugnis für unsere demokratische Gesellschaft, dass unterschiedliche Lebensmodelle nach wie vor nur einseitig durch die Finanzbrille betrachtet werden, die immaterielle Lebensleistung jedoch offenbar keine Anerkennung findet.

Leserbriefe



▲ Der Sonntag ist „Tag des Herrn“, betonen die Leserbriefschreiber. Der Besuch des Gottesdienstes sollte dazugehören. Foto: KNA

Kein normaler Arbeitstag

Zu „Des Kaisers großes Erbe“ und „Der Sonntag in Gefahr“ in Nr. 8 bzw. „Sonntagsruhe unter Beschuss“ in Nr. 10:

Johanna Winter, eine Freundin unserer Familie, leitet seit ihrem Rentenantritt Gebetskreise. Sie hat eine gereimte Darstellung verfasst, die bestimmt auch für Ihre Zeitung interessant ist und das Problem wie der sprichwörtliche Nagel auf den Kopf trifft:

Welchen Stellenwert hat für uns Christen noch der Sonntag? Wo bleibt Gottes Ehr? Wunderschöne Kirchen stehen leer! Die Glocke ruft zum heiligen Ort, doch muss man schnellstens weg, zu Spiel und Sport. Mit Reisebus auch mit der Bahn, selten, ein Gottesdienst im Tagesplan! Der eine rast im Auto durch die Welt. Der andere sein Feld bestellt. Der Dritte werkt an seinem Haus, so treibt man Gottes Segen aus.

Ist der Sonntag nicht mehr „Tag des Herrn“, schnell erlischt das Leben – Stern um Stern. Macht man zu rechten Zeit nicht kehrt, wird man auf and're Weis' belehrt. Nicht Gott lässt seine Welt im Stich – nein, umgekehrt verhält es sich, denn vergessen ist der, der für uns litt, vergib, oh Herr und lenke uns (auch durch die Pandemie) Schritt um Schritt.

Einmal kommt das End' – oh Christ. Was dann? Der Herr dein Richter ist! Wir wissen, in den Himmel wächst kein Baum, Glück ohne Gott, das bleibt ein Traum.

Leni Fenle,
87634 Günzach

Lasst die Finger vom heiligen Sonntag! Was vor 1700 Jahren durch Kaiser Konstantin ins Leben gerufen wurde, hat seine Richtigkeit. Man sollte sich nicht dem Druck der Geschäftemacher des Handels beugen! Sie würden am liebsten auch den Sonntag zum normalen Arbeitstag machen. So geht es nicht!

Der Sonntags soll auch weiter geprägt sein von Erholung und Stabilität. Er soll in erster Linie den arbeitenden Menschen etwas „Luft“ verschaffen, damit sie gemeinsam mit der Familie zur Ruhe finden können. Wer sonntags trotzdem seinen Dienst versehen muss – etwa Ärzte und Pfleger in Krankenhäusern und Altenheimen, Polizisten und Feuerwehr-Leute – dem gehört großes Verständnis entgegengebracht. Hut ab vor diesem Einsatz!

Peter Eisenmann, 68647 Biblis

Rosenkranz im Alltag

Zu „Gott auf die Nerven gehen“ (Leserbriefe) in Nr. 10:

Für den Leserbrief von Sabine Bode mit der Aufforderung, den Barmherzigkeitsrosenkranz in der Corona-Pandemie zu beten, möchte ich mich herzlich bedanken. Der Barmherzigkeitsrosenkranz ist ein fester Bestandteil unseres Familienalltags. Mein Mann und ich beten ihn seit Jahren täglich.

Unsere Kinder sind erwachsen, und wenn sie nach Hause kommen, beten sie ihn gerne mit. Wir sammeln vor jedem Gesätz Intentionen, sodass die persönlichen und weltlichen Anliegen vor Jesus hingetragen werden. So setzen wir unser Vertrauen in allen Belangen und besonders in dieser schweren Zeit auf Jesus. Der Satz „Jesus ich vertraue auf Dich – Sorge Du“ wirkt Wunder.

Christine Hollweck,
92369 Buchberg

Kriegerisches Handwerk

Zu „Ein Krieg voller Verlierer“ in Nr. 10:

Danke für die Doppelseite zum Thema Syrien! Was mich dabei am meisten in Rage bringt, ist die Diplomatie des Westens. Barack Obama hat zuerst den Friedensnobelpreis bekommen und sich dann aus dem Nahen Osten zurückgezogen! Er hat Androhungen gemacht („rote Linie“), aber nicht gehandelt!

So konnten andere Mächte sich sicher sein, dass ihnen niemand das kriegerische Handwerk legt. Frank-Walter Steinmeier als Bundesaußenminister trat vor die Öffentlichkeit angesichts der elendigen Not, die Wladimir Putin und Baschar al-Assad zu verantworten haben, und sagte: „Wir müssen mit Putin reden.“ Für die Menschen in Syrien muss so etwas wie Hohn klingen.

Aus meiner Sicht steckt in der Vorstellung der westlichen Diplomatie ein großer Fehler! Diplomatie heißt: dem anderen auf Augenhöhe begegnen. Diplomatie heißt: von gleichen Voraussetzungen auszugehen, von gleichen Zielen auszugehen. Das aber funktioniert gegenüber einigen Machthabern in dieser Welt nicht. Dazu zählen Putin und Assad.

Putin hat die Krim besetzt, er ist in die Ostukraine einmarschiert, er nutzt den Kampf gegen den internationalen Islamismus, um Krieg gegen das syrische Volk zu führen. Diese „Tatsache“ lässt westliches Diplomatieverständnis

scheitern! Hier hilft nur eine klare Ansage: nein, kein Krieg, aber alle Möglichkeiten, diese Kriegstreiber in die Enge zu zwingen!

Konrad Adenauer und Helmut Schmidt haben es gezeigt: Adenauer brachte über 50 000 Gefangene mit nach Hause, weil Moskau die diplomatische Anerkennung wollte. Schmidt hat sich mit dem Nato-Doppelbeschluss auch nicht aus der Ruhe bringen lassen, als halb Deutschland gegen den Beschluss war. Er wusste: Nur durch Stärke ist den Russen zu begegnen!

Wir Christen sind aufgerufen, öffentlich gegen die Machthaber Stellung zu beziehen! Wir sind aufgerufen, zu spenden, damit die vielen Menschen überleben können! Und wir sind aufgerufen, zu beten!

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad



► Russlands Präsident Wladimir Putin. Für den Autor des Leserbriefs ist er einer der Hauptverantwortlichen für das Blutvergießen in Syrien. Versagt habe aber auch die westliche Diplomatie.

Foto: Kremlin.ru
via Wikimedia Commons/CC BY 4.0
(<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>)

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Zweiter Sonntag der Osterzeit – Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit – Weißer Sonntag

Lesejahr B

Erste Lesung

Apg 4,32–35

Die Menge derer, die gläubig geworden waren, war *ein* Herz und *eine* Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung Jesu, des Herrn, und reiche Gnade ruhte auf ihnen allen.

Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt. Denn alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon so viel zugeteilt, wie er nötig hatte.

Zweite Lesung

1 Joh 5,1–6

Schwestern und Brüder! Jeder, der glaubt, dass Jesus der Christus ist, ist aus Gott gezeugt und jeder, der den Vater liebt, liebt auch den, der aus ihm gezeugt ist. Daran erkennen wir, dass wir die Kinder Gottes lieben: wenn wir Gott lieben und seine Gebote erfüllen.

Denn darin besteht die Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten; und seine Gebote sind nicht schwer. Denn alles, was aus Gott gezeugt ist, besiegt die Welt. Und das ist der Sieg, der die Welt besiegt hat: unser Glaube. Wer sonst besiegt die Welt, außer dem, der glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist?

Dieser ist es, der durch Wasser und Blut gekommen ist: Jesus Christus. Er ist nicht nur im Wasser gekommen, sondern im Wasser und im Blut. Und der Geist ist es, der Zeugnis ablegt; denn der Geist ist die Wahrheit.

Evangelium

Joh 20,19–31

Am Abend des ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Türen beisammen waren, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen.

Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der

Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sagte zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Denen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; denen ihr sie behaltet, sind sie behalten.

Thomas, der Didymus – Zwilling – genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen.

Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.

Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei.

Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch!

Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gese-

hen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.

Der Weiße Sonntag ist der traditionelle Termin für die heilige Erstkommunion. Seinen Namen hat er von den weißen Gewändern, die früher die an Ostern Neugetauften trugen. Das Foto zeigt ein niederländisches Mädchen im Jahr 1949.

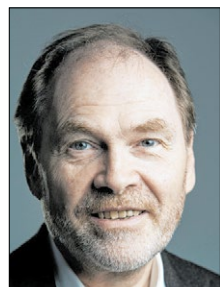
Foto: Nationaal Archief/gem

Die Predigt für die Woche

Zusammenleben nach Gottes Willen

von Wolfgang Thielmann

Personalität, Solidarität, Subsidiarität – an diese drei Worte muss ich bei der ersten Lesung denken. Die drei Begriffe sind die Eckpfeiler des deutschen Sozialstaats. Sie stammen aus der Erzählung vom Zusammenleben der ersten Christen in der Apostelgeschichte.



Personalität bedeutet: Jeder bekommt so viel Hilfe, wie er braucht. Weder bekommen alle gleich viel oder gleich wenig, noch richtet sich das Maß der Hilfe nach den Möglichkeiten – wer immer sie definiert. Der einzelne und sein Hilfebedarf sind der Maßstab des Sozialstaats.

Solidarität heißt: Die Gemeinschaft sorgt für jedes ihrer Mitglieder und dafür, dass für alle genug Hilfe da ist, weil alle gemeinsam die Mittel dafür aufbringen. Und jeder einzelne hat einen einklagbaren Anspruch auf Unterstützung. Er empfängt nicht Almosen, die gewährt oder auch verweigert werden können. Die Last wird auf alle Schultern verteilt. Jeder trägt nach seinem Vermögen mit.

Den Begriff der Subsidiarität hat zuerst Papst Leo XIII. vor 130 Jahren in einer Enzyklika formuliert und als Pfeiler des Sozialstaats stark gemacht. Er hatte beobachtet, dass der Staat für Arme sorgen wollte – was etwa die Orden schon längst taten. Deshalb forderte er, dass der Staat soziale Hilfe zwar garantiert, aber nicht selber leistet. Vielmehr

soll er zuerst sozialen Einsatz fördern, den Kirchen, Vereine und engagierte Menschen erbringen, und nur das ergänzen, was seine Bürger nicht schon aus eigenem Antrieb tun. Subsidiarität heißt: Die kleinere Einheit – die Kirche, der Orden, der Sozialverband, der Hilfsverein – hat Vorrang. So fördert der Staat den Zusammenhalt seiner Bürger, statt sie mit seiner Aktivität zu bevormunden.

Die Kirchen haben das aufgegriffen. Durch Caritas und Diakonie unterstützen insgesamt 1,3 Millionen Beschäftigte täglich 23 Millionen Menschen, begleitet von mehr als einer Million ehrenamtlich Engagierter. Die beiden Verbände sind die größten Arbeitgeber nach dem Staat. Das alles ist aus dem Bericht der Apostelgeschichte hervorgegangen.

Die drei Begriffe haben die katholische Soziallehre geprägt, die evangelische Sozialethik und schließlich den Sozialstaat. Papst Leo konnte die drei an der ersten christlichen Gemeinde studieren. Dort herrschte Personalität: Jeder bekam so viel Hilfe, wie er brauchte. Solidarität: Die Gemeinschaft war ein Herz und eine Seele – jeder stand jedem zur Seite. Subsidiarität: Die Gemeinde wartete nicht darauf, dass jemand anders half. Sie sprang selbst ein.

Damit dachte die Gemeinde von Ostern her, dem Fest der Auferstehung. Es bezeugt die Herrschaft Gottes, der uns alles gibt. So zeigte die Gemeinde, wie das Zusammenleben nach Gottes Willen aussehen soll: geprägt und durchdrungen von tätiger Liebe, und sie legte eine Spur des Segens durch die Geschichte.



Gebet der Woche

Heiliger Sebastian,
 du warst und bleibst für viele Menschen
 ein machtvoller Fürsprecher in Zeiten der Not.
 Wir bitten dich demütig:
 Erbitte uns die Gesundheit an Leib und Seele.
 Beschütze uns vor einer Erkrankung durch das Corona-Virus.
 Gib uns Klugheit in der rechten Sorge um
 unsere Gesundheit, frei sowohl von Ängstlichkeit
 als auch von Gleichgültigkeit.
 Stärke unser Vertrauen,
 dass unser Leben in Gottes Hand geborgen ist.
 Das erbitten wir durch Christus, unseren Herrn.
 Amen.

*Gebet auf einem Handzettel in der Pfarrkirche Mariä Geburt in Nittenau,
 Bistum Regensburg, übermittelt von unserem Leser Günter Übelacker.
 Das Gebet wird dort nach jedem Gottesdienst gebetet.*

Glaube im Alltag

von Pater Cornelius Bohl OFM



Glauben hat anscheinend viel mit reden zu tun. „Geht und verkündet“, sagen die Engel den Frauen am Grab. Augenblicklich erleben wir diese Verkündigung eher im Krisen-Modus: Schaffen wir es noch, so von Jesus zu reden, dass Menschen das heute verstehen? Vielleicht haben wir eine andere Grundform unseres Glaubens verlernt: das Zuhören.

Das Zuhören ist mindestens ebenso österlich wie die Verkündigung. „Über was redet ihr denn?“, fragt Jesus die Emmaus-Jünger. Er lädt sie zum Erzählen ein und hört zu. Zurück in Jerusalem platzen die beiden dann fast vor Neuigkeiten und können es kaum abwarten, ihre Erfahrung den anderen mitzuteilen. Aber bevor sie reden, müssen auch sie erst einmal – zuhören: Die Jerusalemer Gemeinde hat ihre eigenen Erfahrungen mit dem Auferstandenen. Erst dann erzählen auch sie.

Als Kirche lernen wir gerade mühsam das Zuhören. Wir sind eher gewohnt, selber zu reden. Zuhören sollen die anderen. Können wir wirklich zuhören: den Opfern von sexuellem und geistlichem Missbrauch? Den Menschen, die sich von der Kirche ausgegrenzt fühlen? Und denen, die zu einem anderen theologischen Lager gehören?

Mindestens ebenso wertvoll ist das Zuhören in meinem kleinen Alltag. Wie mühsam kann das manchmal sein! Soll ich mir die alte Leier wirklich nochmals anhören? Ich weiß doch sowieso, was die sagt, noch bevor sie den Mund aufmacht. Bei dem da wechsele ich lieber

schnell das Thema, ich will das gar nicht hören – die Kritik, die bohrende Nachfrage, noch einen Alternativvorschlag, schon wieder eine neue Idee, das macht doch alles nur noch komplizierter. Soll ich mir wirklich all die Probleme anhören?

„Ich habe auf das Schreien meines Volkes gehört“, sagt Gott aus dem brennenden Dornbusch. Gott hört zu. „Noch nie hat jemand so geredet!“, urteilen die Menschen über Jesus. Sie hätten auch sagen können: Noch nie hat jemand so zugehört! Jesus ist ein guter Zuhörer. Er hört zu, wenn andere ihm etwas erzählen – die Frau am Jakobsbrunnen, Nikodemus, Zachäus. Er hört den Jüngern zu, die ihm von ihren Erfahrungen bei ihrem ersten Predigt-einsatz berichten, der Mutter der Zebedäus-Söhne und dem römischen Hauptmann, der sich um seinen kranken Diener sorgt. Und noch in den letzten Stunden seines Lebens hört er den am Wegrand klagenden Frauen zu und einem Verbrecher, der neben ihm am Kreuz hängt.

Im Zuhören kann sich tiefe Begegnung ereignen. Da können sich mir neue Welten erschließen. Zuhören kann heilen. Wenn ich einem Menschen zuhöre, dann kann es passieren, dass mich ein Wort Gottes trifft. Wirklich zuhören zu können ist eine Kunst. Vielleicht sogar eine Berufung. Bestimmt aber eine ebenso schlichte wie konkrete Form für meinen Glauben im Alltag.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
 Psalterium: 2. Woche, zweite Osterwoche

Sonntag – 11. April
Zweiter Sonntag der Osterzeit
Barmherzigkeitssonntag
Weißer Sonntag

M. vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf I, in den Hg I-III eig. Einschübe, feierl. Schlusssegen und Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 4,32-35, APs: Ps 118,2 u. 4.16-17.18 u. 22.23-24, 2. Les: 1 Joh 5,1-6, Ev: Joh 20,19-31

Montag – 12. April
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 4,23-31, Ev: Joh 3,1-8

Dienstag – 13. April
Hl. Martin I., Papst, Märtyrer
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 4,32-37, Ev: Joh 3,7-15; **Messe vom**

hl. Martin (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL, z. B.: Les: 2 Tim 2,8-13; 3,10-12, Ev: Joh 15,18-21

Mittwoch – 14. April
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,17-26, Ev: Joh 3,16-21

Donnerstag – 15. April
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,27-33, Ev: Joh 3,31-36

Freitag – 16. April
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,34-42, Ev: Joh 6,1-15

Samstag – 17. April
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 6,1-7, Ev: Joh 6,16-21

WORTE DER HEILIGEN:
BARSANUPHIOS

Der große Alte der Wüste



Heiliger der Woche

Barsanuphios

geboren: in Ägypten
gestorben: 540 bei Gaza,
Palästinensische Autonomiegebiete
Gedenktag: 11. April

Barsanuphios, genannt der Ältere oder der Große, war zunächst Mönch bei Marcellus dem Älteren. Nach dessen Tod schloss er sich dem Kloster von Vater Seridos bei Gaza an und lebte dort 18 Jahre abgeschlossen. Der Abt brachte ihm die heilige Kommunion und die Briefe Ratsuchender. Aus seinem Briefwechsel mit dem Propheten Johannes entstand ein Buch mit dem Titel „Antworten“. Nach dem Tod des Propheten und des Abtes verbrachte er 50 Jahre ohne jeden Kontakt nach außen.

Um seine Reliquien vor den Sarazenen zu retten, wurden sie im neunten Jahrhundert nach Oria in Süditalien gebracht. 1782 wurden Barsanuphios' Schriften in die „Philokalia“ des Nikodemus Hagiorites aufgenommen und übten großen Einfluss auf die russische Spiritualität aus. *red*

Ein Bruder hatte dem Großen Meister brieflich die Frage unterbreitet: „Wie kann man zur echten Danksagung Gott gegenüber gelangen?“

Barsanuphios antwortete: „Wenn die Armen um eine kleine Gabe bitten, damit sie von grausamer Not befreit werden, und sie erhalten sie, dann danken sie und verkünden allen ihren Dank und preisen ihre Wohltäter. Wie vielfach sind wir verpflichtet, Gott zu danken? Mit welchen Dankesworten müssen wir ihn preisen? Er ist unser Schöpfer und er gab uns Kraft bis jetzt, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er schenkte uns das Urteil des Herzens, die Gesundheit des Leibes, das Augenlicht und die Fähigkeit, seine Luft einzusatmen als Lebensstrom.“

Was aber alles Natürliche überragt: Er führte uns zur wahren Reue und Zerknirschung und nährt uns mit seinem Blut und seinem Fleisch zur Vergebung der Sünden und zur Stärkung unserer Herzen: ‚Dass er gewinne das Brot und den Wein, der erfreuet sein Herz‘ (Ps. 103,15).

Damit aber niemand auf den Gedanken komme, diese Worte bezögen sich nur auf das irdische Brot, sagt derselbe Heilige Geist: ‚Nicht vom Brote allein soll der Mensch leben, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt‘ (Mt 4,4). Wenn die Menschen aber schon für die irdischen und vergänglichen Dinge danken, wie viel mehr müssen sie danken für alles, was er für sie gelitten hat?

Wenn wir ihm wirklich danken wollen, dann müssen wir unseren Dank dadurch zeigen, dass wir für ihn zu sterben bereit sind. Was aber

tun die Menschen, von denen er das fordern könnte? Sie beleidigen ihn durch ihre Sünden – die Menschen, für die er selber starb. Um der Menschen willen wurde er im Kerker gehalten, auch um deinetwillen. Musst du da nicht mit allen deinen Kräften ihm danken?

Wenn wir auch mit Herz und Mund ihm danken, so gut wir können, so bleibt doch unser Dank so klein wie jene zwei Scherflein der Witwe im Tempel; aber in seiner Menschenliebe nimmt er unseren Dank an. Das gilt für sündige Menschen.

Die Gerechten zeigen ihren Dank vor allem durch ihre Selbstüberwindung und Selbstverleugnung; denn der Apostel verlangt ständigen Dank an Gott. Und ihm sei die Ehre in alle Ewigkeit. Amen.“

Abt em. Emmeram Kränkl

Barsanuphios wird verehrt ...



Im süditalienischen Oria, wo sich Barsanuphios' Reliquien in einer ihm gewidmeten Kirche (Foto links) befinden, wird ihm die zweimalige Rettung der Stadt vor der Zerstörung durch fremde Invasoren zugeschrieben. Einer Legende nach habe Barsanuphios 1504 eine spanische Belagerung dadurch beendet, dass er dem spanischen Kommandeur mit einem Schwert in der Hand erschienen sei. Während des Zweiten Weltkriegs soll er sein blaues Gewand über den Himmel gebreitet und einen solchen Regenguss ausgelöst haben, dass die für den 7. September 1943 geplante Bombardierung durch die Alliierten ausgeblieben sei.

Zitate

von Barsanuphios

„Wer die ständige Gegenwart Gottes üben lernen will, muss ohne jede Furcht damit anfangen. Dann hilft ihm Gott mit seiner Gnade. Säe in Hoffnung, und die Ernte wird reifen. Preise Gott, und deinen Anfang wird er segnen. In dem Maße, wie du dich anstrengst, wird er dir seine Kraft schenken.“

„Wenn du zu Gott betest und spürst, wie dein Geist zerstreut ist, dann musst du mutig deinen Geist sammeln und ihn zwingen, sich zu konzentrieren. Obwohl wir armselige Menschen sind und die Zerstreung eine Zeit lang bleiben kann, müssen wir doch schließlich unserem Herzen einen Stoß geben und in Zerknirschung sprechen: ‚Herr erbarme dich meiner und verzeihe mir alle meine Sünden.‘ Er verzeiht dir alle Sünden, auch die Zerstreung, die dich vorher im Gebete bedrängte.“

„Wenn dich jemand schlägt, gegen dich fehlt, deine Ehre raubt, dich rühmt oder verurteilt, dich ehrt oder bedrängt oder dir Wohlwollen entgegenbringt, dann musst du das alles vergessen, das für etwas Überflüssiges halten und dich niemals davon berühren lassen.“

NACH DEM ANSCHLAG IN INDONESIA

„Terror frisst sich immer weiter“

Christen in Angst: Breitet sich der „Islamische Staat“ in Südostasien aus?

JAKARTA/MÜNCHEN – Für die Katholiken in Indonesien begann die Karwoche traurig und blutig. Das Selbstmordattentat am Palmsonntag vor der Herz-Jesu-Kathedrale in Makassar (wir berichteten in Nr. 13) zeigt: Der islamistische Terror sucht und findet neue Betätigungsfelder. Laut „Kirche in Not“ ist Südostasien bereits jetzt ein Brennpunkt der Christenverfolgung.

„Nach den militärischen Niederlagen des ‚Islamischen Staats‘ (IS) in Syrien und im Irak frisst sich der dschihadistische Terror weiter vorwärts in den asiatischen Raum“, erklärte der Geschäftsführer der deutschen Sektion von „Kirche in Not“ Deutschland, Florian Ripka, nach dem Anschlag. „Die Angst in der Region wächst.“ Die Spuren nach der Terror-Attacke deuten auf IS-Verbindungen.

Kirchenvertretern zufolge versuchten am Palmsonntag zwei Personen kurz vor 10.30 Uhr, über einen bewachten Seiteneingang in die Kirche einzudringen, als die Palmsonntagsmesse gerade zu Ende gegangen war. Sicherheitskräfte sollen sie davon abgehalten haben, das Gotteshaus zu betreten. Vor der Kathedrale lösten die Attentäter dann eine Explosion aus. Die beiden Angreifer starben, mindestens 20 Menschen wurden verletzt.

Ableger der Terrormiliz IS

Die indonesische Polizei vermutet eine Verbindung der beiden mutmaßlichen Täter zur indonesischen Terrorgruppe „Jamaah Ansharut Daulah“ (JAD). Die Gruppe soll hinter Bombenanschlägen auf drei Kirchen und das Polizeipräsidium in Indonesiens zweitgrößter Stadt Surabaya im Mai 2018 und dem Anschlag auf die Kathedrale im südphilippinischen Jolo im Januar 2019 stehen. Die JAD gilt als regionaler Ableger der Terrormiliz „Islamischer Staat“.

Die Indonesische Bischofskonferenz äußerte sich durch Bischof Yohanes Harun Yuwono aus Tanjungkarang zu dem Anschlag. Harun Yuwono ist Vorsitzender der Kommission für Ökumene und interreligiöse Angelegenheiten. „Der Selbstmordanschlag ist nicht nur eine tiefe Sorge für die Katholiken, sondern eine tiefe Sorge für ganz Indone-



◀ Eine Statue der Schmerzensmutter (Pietà) in der Kathedrale von Indonesiens Hauptstadt Jakarta.



▲ Rund zwölf Prozent der Indonesier sind Christen. Im Bild: indonesische Seminaristen beim Gebet. Fotos: Magdalena Wolnik/Kirche in Not

sien“, schreibt der Bischof in einer Erklärung.

Die Bevölkerung solle wachsam bleiben und sich nicht zu Gewalt hinreißen lassen. Man habe Vertrauen in die Sicherheitsbehörden. „Wir hoffen, dass der Anschlag die Beziehungen zwischen den religiösen Gruppen, die wir aufgebaut haben, nicht beschädigen oder schwächen wird“, erklärte Harun Yuwono.

Nach Angaben des Berichts „Religionsfreiheit weltweit“ von „Kirche in Not“ sind rund 80 Prozent der 262 Millionen Indonesier Muslime, rund zwölf Prozent Christen. Indonesien ist das größte muslimische Land der Erde. Dennoch ist der Islam nicht Staatsreligion. Das

Zusammenleben der Religionen galt weitgehend als friedlich. Viele Muslime folgen moderaten sunnitischen Strömungen.

Radikale Strömungen

Zunehmend breiten sich jedoch konservative und teils gewaltbereite islamistische Strömungen im Land aus. Religiöse Minderheiten leiden unter verschiedenen Formen von Diskriminierung, etwa beim Bau von Gotteshäusern. Auch kam es mehrfach zu Anschlägen auf christliche Kirchen, aber auch buddhistische Tempel.

International bekannt wurde der Fall des ehemaligen Gouverneurs

der Hauptstadt Jakarta: des chinesisch-stämmigen Christen Basuki Tjahaja Purnama, genannt „Ahok“. Im Wahlkampf soll er sich nach Ansicht seiner politischen Gegner abfällig über den Koran geäußert haben. 2017 wurde er wegen angeblich blasphemischer Äußerungen zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Den Bericht „Religionsfreiheit weltweit“ legt „Kirche in Not“ Ende des Monats in einer neuen und aktualisierten Fassung vor. Nach Angaben des Hilfswerks ist er die einzige Studie einer katholischen Institution, die alle 196 Länder der Welt und alle Religionen umfasst. Die offizielle Vorstellung des Berichts ist für den 20. April in Rom geplant. Zwei Tage später ist die Präsentation auf Deutsch in Berlin vorgesehen.

Millionen werden verfolgt

„Religionsfreiheit ist ein verbrieftes Menschenrecht. Dennoch werden Millionen Menschen aufgrund ihres Glaubens diskriminiert, ausgegrenzt und verfolgt. Am meisten leiden die Christen“, erklärte Geschäftsführer Florian Ripka. Das Hilfswerk wolle Verstöße gegen die Religionsfreiheit in zahlreichen Weltregionen dokumentieren, aber auch Lichtblicke und Verbesserungen vorstellen.

„Die Religionen werden für den Friedensprozess immer wichtiger, gerade wenn es auf anderen Ebenen kein Vorankommen gibt. Damit tragen sie zum Aufbau einer friedlichen Gesellschaft bei, wie es auch Papst Franziskus fordert. Als päpstliche Stiftung wollen wir mit dem Bericht ‚Religionsfreiheit weltweit‘ dazu einen Beitrag leisten“, sagte Ripka.

Der Bericht erscheint seit 1999, dieses Jahr zum 15. Mal. 30 Autoren, unabhängige Experten und Forschungsteams aus verschiedenen Kontinenten haben daran mitgewirkt. Die Dokumentation besteht aus 196 Einzelberichten, die die Lage der Religionsfreiheit in allen Ländern der Welt beschreiben und Verstöße gegen dieses Menschenrecht im Zeitraum von 2018 bis 2021 dokumentieren. KfN



▲ Arbeit in der hauseigenen Gießerei der Orgelbauwerkstatt Weimbs in Hellenthal in der Eifel. Gegründet wurde das Unternehmen 1927. Fotos: Drouve



▲ Orgelbaumeister Frank Weimbs vor dem Rohbau der neuen Orgel, die für die Heilig-Geist-Kirche in Hanau-Lamboy gebaut wird.

HANDARBEIT UND SPITZENTECHNIK

„Orgelbauer sind zart besaitet“

Musik für die ganze Welt: In der Eifel entsteht die Königin der Instrumente



▲ Aus bis zu 2000 solcher Pfeifen besteht eine Orgel.

HELLENTHAL – Kein Instrument ist typischer für Kirche, Liturgie und Gottesdienst als die Orgel. Als „Instrument des Jahres“ wird sie gefeiert, der Orgelbau zählt zum immateriellen Weltkulturerbe. Gründe genug für einen Besuch in der Eifeler Traditionswerkstatt Weimbs, wo seit Jahrzehnten fleißig Instrumente gebaut werden: nicht nur für Abnehmer in ganz Deutschland, sondern auch für Kunden weltweit, in Norwegen etwa oder Japan.

Es riecht nach Holz und Leim. Es zischt und röhrt und schnarrt in der Halle. Dann führt Frank Weimbs in eine stillere Ecke. „Orgelbauer sind zart besaitet“, sagt er mit einem Lächeln

im Gesicht. „Wir wollen eigentlich nicht im Lärm stehen.“ Der 50-Jährige ist Geschäftsführer der Orgelbauwerkstatt Weimbs, die in vierter Generation aus dem Eifelort Hellenthal die ganze Welt beliefert.

Der Betrieb beschäftigt 16 Mitarbeiter, darunter mehrere Auszubildende. Die Kunden sind fast ausnahmslos Kirchen. „Wir arbeiten mit beiden Gebetbüchern“, sagt Weimbs. Er ist Orgelbaumeister – wie sein Vater Friedbert, Seniorchef und Chefintonateur. „Wir Orgelbauer nennen uns Kunsthandwerker“, sagt er.

In dem Traditionsberuf greifen Handarbeit und Hightech ineinander, Holzverarbeitung trifft auf Metall. Die Spanne reiche „vom klassischen Schnitzen des Holzes“ bis zu hochmodernsten Maschinen, von gewöhnlichen Abricht Hobeln und Schmiegen bis zu modernen CNC-Fräsen. Der Orgelbau, geadelt als immaterielles Weltkulturerbe der Unesco, sei „keine Serienproduktion“, unterstreicht Frank Weimbs und setzt hinzu: „Wir möchten Instrumente bauen, die andere begeistern. Orgelbau ist Leidenschaft.“

Im Montageraum deutet Weimbs auf ein Holzgerüst. „Das ist zehn Meter hoch“, sagt er. Daraus entsteht im Laufe der Zeit eine neue, avantgardistische Orgel für die Heilig-Geist-Kirche in Hanau-Lamboy. Vorgesehen sind ein schwebender Spieltisch und eine weitgehende Frontverkleidung aus Blau Stahl. Die Weihe ist für Advent angesetzt.

Ein Auftragsprojekt wie dieses erstreckt sich gewöhnlich über ein

Jahr, aber mit all den Planungen „vergehen nicht selten zehn Jahre“, erklärt Weimbs. Dabei sind die Arbeitsschritte ebenso vielschichtig wie der Auf- und Abbau. „Das ist nicht wie bei einem Badezimmerschrank“, sagt er und schmunzelt. „Wir müssen auch den Klang der Orgel planen, nicht nur einfach eine technische Orgel bauen. Am Ende muss intoniert werden“, umreißt er die Komplexität.

Zudem müsse – „anders als bei einer Geige“ – die Orgel auf den Raum abgestimmt werden. Da gehe es um „die akustischen Eigenarten“ des Umfelds. Der Gesamtklang sei entscheidend: Eine Orgel ist in

diesem Bild ein Orchester und der Organist der Dirigent. „Applaus ist, wenn der Organist nicht mehr vom Spieltisch weg will“, benennt Weimbs den größten Lohn für all die Mühen des Orgelbaus.

Perfektion in Holz

Apropos Lohn: Was kostet eigentlich eine Orgel? „Eine Kirchenorgel fängt bei 250 000 Euro an“, sagt Weimbs. „Es können aber auch zwei Millionen sein.“ Reich werden könne man damit trotzdem nicht. Schließlich sind Arbeitsaufwand und Materialkosten immens. Allein die Hölzer verlangen nach ausgesprochener Perfektion.

Fichten und Kiefern kommen aus den Alpen oder aus Skandinavien, die Eichen aus dem Spessart, Zinnlieferungen aus Indien. Letzgenannte fließen in die hauseigene Gießerei, in der Markus Moutschen alle paar Monate Großkampftag hat. Aus Zinn-Blei-Legierungen gießt er bei glühender Hitze Platten, aus denen später die Pfeifen entstehen. Bis zu 2000 dieser Metallpfeifen kann eine Orgel umfassen.

Moutschen kommt jeden Tag aus Belgien. Früher war der 37-Jährige Lateinlehrer, nun ist er Orgelbaugeselle – und hat seine Bestimmung gefunden. „Der Orgelklang hat mich immer fasziniert“, begeistert er sich. Daheim in St. Vith begleitet er Gottesdienste als Organist und hat dahingehend seinem Chef Frank Weimbs etwas voraus.

Der hat zwar Klavier gelernt, „kann aber nur ein Liedchen spie-



▲ Orgelbaugeselle Markus Moutschen bereitet in der Gießerei eine Zinn-Blei-Legierung vor.

len, nicht mehr“, räumt er ein. Augenzwinkernd vergleicht sich der Orgelbaumeister mit „einem Auto-mechaniker, der Rennwagen baut, aber keine Rennen fahren kann“.

Weimbs ist auch Ausbildungsbetrieb. Adriana Klasek (20) steht im dritten Lehrjahr, Andrew Jirele (35) im zweiten. Warum entscheiden sich jüngere Menschen für den Orgelbau? Für Jirele, US-Amerikaner aus Saint Paul in Minnesota, war die Sache klar: „Ich wollte eine gründliche Orgelbau-Ausbildung in Deutschland machen. Meine Leidenschaft sind Orgeln. Als ich fünf Jahre alt war, hat es mich erstmals gepackt, als ich die Orgel in der Kirche hörte.“

Mit zwölf kam er zu einem Besuch nach Deutschland. „Ich war in Berlin und hörte in einer Kirche die Orgel, das war so wunderbar. Als ich zurück in Amerika war, sagte ich: Ich will Organist werden. Später habe ich lange mit Orgelbauern in Amerika gearbeitet, aber nur in Teilzeit. Ich wollte hier in Deutschland komplett Vollzeit arbeiten und alle Sachen beherrschen.“

„Ein voll cooler Beruf“

Seine Kollegin Klasek war schon zu Schulzeiten handwerklich begabt, wollte aber auch etwas mit Musik machen. „Mama meinte: Mach doch was mit Orgelbau, dann hast du was Handwerkliches und noch was Musikalisches dabei.“ In ihrem Freundeskreis war die Tätigkeit vollkommen unbekannt. Die Familie, sagt sie, stehe hinter ihr, alle seien von der Berufswahl überzeugt und sagten: „Ein voll cooler Beruf und so vielseitig.“

Wie sieht Orgelexperte Frank Weimbs die Zukunft? „Der Orgelneubau ist schwer rückläufig“, will er nichts schönreden. Durch Schimmelsanierung und Restaurierungen sei die Werkstatt aber breit aufgestellt. Kürzlich ist eine Orgel aus Bonn-Oberkassel in Hellenthal eingetroffen. Vor Ort wurde das Instrument von 1908 vom Weimbs-Team fein säuberlich in sämtliche Einzelteile zerlegt, sortiert und beschriftet.

Wird eine alte Orgel auseinandergebaut, kann es zu überraschenden Funden kommen. Da früher Zeitungsseiten als Risschutz verwendet wurden, treten mitunter wertvolle historische Artikel zutage. Manchmal hat auch der Orgelbauer von damals eine Inschrift oder Nachricht hinterlassen.

Die Corona-Krise hat im Hellenthaler Betrieb übrigens keinen Einfluss auf die Auftragslage gehabt. Wer bei Weimbs eine Orgel ordern will, sollte nichts auf die lange Bank schieben: Die Lieferzeit beträgt momentan drei Jahre. *Andreas Drouve*

Passionierte Orgelspielerin im Interview

Ein Instrument, das Gefühle ausdrückt

KALL – Ihr Leben ist die Musik, ihr Reich für das Orgelspiel die Nikolauskirche im Eifelort Kall. Dort übt sie, wann immer es geht: Regionalkantorin Holle Goertz (49) ist im Bistum Aachen zuständig für die Eifel. Im Interview spricht die studierte Kirchenmusikerin über das „Instrument des Jahres 2021“, ihren eigenen Weg zur Musik und die Zukunft der Orgel.

Frau Goertz, die Orgel gilt als „Königin der Instrumente“. Wie kann man Nichtkenner dafür begeistern?

Die Orgel ist das größte Instrument, was es gibt. Sie kann ein ganzes Orchester darstellen mit ganz vielen verschiedenen Stimmen und allen möglichen Tonhöhen. Die Orgel kann sehr viel Atmosphäre schaffen. Sie kann ganz leise spielen, kann viele Gefühle ausdrücken. Bis hin zum ganz Festlichen und Bombastischen ist das eine unglaubliche Bandbreite, die auf der Orgel von einer einzigen Person beim Spielen dargestellt werden kann.

... was eine koordinierte Hand-, Fuß- und Kopfarbeit erfordert.

Genau das ist für mich ein Teil der Faszination an der Orgel: dass man mit rechts und links und mit den Füßen, unabhängig voneinander, arbeitet und daraus tolle Musik entstehen lässt.

Was entgegenn Sie, wenn jemand sagt, die Orgel sei antiquiert und düster?

Am besten, ich zeige, was alles geht auf der Orgel. Es gibt Musik aller Stilrichtungen bis hin zum Jazz, zur Popmusik. Seit die Orgel im Kirchenbereich ist, gibt es immer weiter komponierte Orgelmusik aus allen Epochen bis heute. Insofern ist der Faden nie abgerissen und Orgelmusik nicht antiquiert.



▲ Die Orgel in der Basilika Steinfeld.



▲ Die Eifeler Regionalkantorin Holle Goertz spielt auf der Orgel der Nikolauskirche in Kall. Fotos: Drouve

Wie sind Sie zur Orgel gekommen?

In meiner Familie wurde seit Generationen viel musiziert. Mit sechs Jahren habe ich mit Klavier angefangen und sang außerdem im Kinderchor unserer Kirchengemeinde. Irgendwann fragte mich der Chorleiter: ‚Möchtest du mal ein Klavierstück auf der Orgel spielen?‘ Ich spielte ein kleines Stück von Johann Sebastian Bach – und fand das so toll, dass ich ab dem Zeitpunkt immer Orgel lernen wollte. Das dauerte noch ein paar Jahre. Mit 15 Jahren fing ich richtig an. Seitdem hat mich die Orgel nicht mehr losgelassen.

Wie begleitet Sie die Orgel heute durch den Alltag?

Zeitlich gesprochen: etwa zwei Stunden pro Tag. Wenn Gottesdienste sind, spiele ich natürlich und versuche, damit ganz viel zu gestalten, so dass die Liturgie die Menschen anspricht. Dann unterrichte ich Orgel hier in Kall, die C-Schüler. Und ich übe regelmäßig, frische Stücke auf, erarbeite neue.

Komponieren Sie auch selbst?

Eigentlich nicht. Ich improvisiere natürlich, das gehört zum Orgelspiel dazu. Beim Improvisieren ist es ja so, dass ein Stück quasi beim Tun entsteht.

Haben Sie eine Lieblingsepoche?

Die Orgelwerke von Bach haben mich seit jeher fasziniert und geprägt. Ich mag aber die Vielfalt und dass es so viele Epochen gibt. Ich versuche, aus allen Epochen Stücke zu finden, die mich begeistern. Die suche ich in Orgelnoten, man bekommt Hinweise von Verlagen. Dann bestelle ich mir Noten oder höre mir etwas auf Youtube an und denke: Das ist interessant, das möchte ich erarbeiten.

Gibt es noch Nachwuchs für das Orgelspiel?

Ja, aber die Tendenz ist eher fallend. Es gibt weniger junge Menschen, die die Orgel im Alltag oder am Wochenende in den Gottesdiensten erleben. Auch die Tendenz der Kirchenmusik-Studierenden in Deutschland ist fallend.

Muss man für die Zukunft der Orgel schwarzsehen?

Nein, die Orgel wird weiterhin eine Rolle in der Musik spielen, ob in der Kirche oder Konzertsälen. Zudem entwickelt sich der Orgelbau weiter. Seit einigen Jahren hat die Digitalisierung Einzug gehalten. Es werden immer Menschen Begeisterung für dieses Instrument finden und es spielen, auch wenn es vielleicht weniger sein werden.

Würden Sie sich als „orgelsüchtig“ bezeichnen?

Das nicht, aber natürlich ist das eine große Leidenschaft. In einer Kirche schaue ich immer zuerst auf die Orgel. Und wenn es möglich ist, probiere ich sie aus.

Was würden Sie Besuchern empfehlen, wenn Sie in Ihre Region Eifel kommen?

Zuerst die Orgel in der Basilika Steinfeld, eine berühmte Barockorgel. Organisten aus der ganzen Welt haben dort schon konzertiert. Eine weitere historische Orgel ist in der Schlosskirche in Schleiden, ebenfalls ein faszinierendes Instrument. Hier in Kall in der Nikolauskirche haben wir eine modernere Orgel von 1998. Das ergänzt sich gut, das liegt alles nicht weit auseinander.

Interview: Andreas Drouve

Durchstarten in den Frühling!

Mit der Neuen Bildpost zum Wochenende



Foto: © Adobe Stock - candy1812

www.bildpost.de

Miniabo zum Sonderpreis

3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!

Bestellen Sie noch heute das
attraktive Einsteiger Abo zum Minipreis
von € 15,20.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de



Das Gagarin-Denkmal am Landeplatz des Kosmonauten in der Nähe der russischen Stadt Engels.

MEILENSTEIN DER WELTGESCHICHTE

„Genossen, ich brenne!“

Juri Gagarin startete vor 60 Jahren als erster Mensch ins All

MOSKAU – Nein, Gott habe er dort oben nicht getroffen, gab Juri Gagarin, der erste Mensch im All, nach seinem historischen Flug zu Protokoll. Vielleicht hat er aber auch einfach nur nach etwas ganz anderem Ausschau gehalten.

Viele der großen Wettläufe der Weltgeschichte endeten tödlich: 1912 erfror der Brite Robert Scott nach dem verlorenen Rennen zum Südpol gegen den Norweger Roald Amundsen. Der sagenumwobene Marathonläufer Pheidippides brach 490 vor Christus nach Erfüllung seiner historischen Mission im Herzen Athens zusammen. Und der Hase verlor auch im 74. Tagesrennen gegen den Igel und erlag in der Ackerfurche einem Infarkt.

Auch Juri Gagarin sah seinem möglichen Schicksal gefasst entgegen. „Genossen, ich brenne!“. Das war das letzte, was er der Bodenstation „Morgenröte 1“ mitteilen konnte, als sich seine Raumkapsel „Wostok“ (Osten) beim Eintritt in die Erdatmosphäre nicht richtig von der Versorgungseinheit des Raumschiffs trennte und um die eigene Achse trudelte – ein „vollkommenes Corps de ballet“, berichtete Gagarin später.

Schock für die USA

Der dramatische Moment ging vorüber – und kurz darauf landete „Kosmonaut Nr. 1“ rund 26 Kilometer südwestlich der Stadt Engels im Oblast Saratow. Der erste bemannte Flug ins All vor 60 Jahren, am 12. April 1961, war ein Triumph der Sowjetunion – und ein Schock für die USA.

„Der Name des ersten Menschen, der in den Kosmos eindrang, lautet Juri Alexejewitsch Gagarin, ein Bürger der Sozialistischen Sowjetrepubliken“, verkündete pathetisch der Chefmoderator von Radio Moskau, Juri Lewitan, in den Zehn-Uhr-Nachrichten über alle Stationen des Landes.

Das SED-Organ „Neues Deutschland“ schwärmte von einer „beispiellosen Tat für den Frieden und den Fortschritt“. Die ganze Welt stehe „im Banne des grandiosen Menschenflugs durch den Kosmos“. US-Präsident John F. Kennedy reagierte angefahren und verkündete kurz darauf seine Kampfansage, bis zum Ende des Jahrzehnts den ersten



Juri Gagarin auf seiner Weltraum-Mission am 12. April 1961.

Amerikaner zum Mond schießen zu wollen.

Die Pioniertat der Sowjets stand eigentlich unter keinem guten Stern. Technisch lagen die Russen weit zurück, und im Vorfeld war so einiges schiefgelaufen. Die Träger Rakete galt als Wackelkandidatin. Tier-Testflüge verliefen bisweilen tödlich – man denke nur an das Schicksal der Hündin „Laika“, die im Rahmen der Mission „Sputnik 2“ am 3. November 1957 an Bord des Raumflugkörpers in den Weltraum geschickt wurde, jedoch einige Stunden nach dem Start der Rakete starb, vermutlich an Überhitzung und Stress. Und im Nedelin-Desaster waren noch im Oktober 1960 bei einer Raketenexplosion auf dem geheimen Testgelände in Kasachstan rund 100 Menschen ums Leben gekommen.

Die Sowjets selbst schätzten die Erfolgsquote ihres ersten bemannten Flugs insgeheim auf unter 50 Prozent. Und so hatte Oberleutnant Gagarin in seinem kargen Gepäck auch eine Pistole – um nach seiner Landung wilde Tiere verscheuchen zu können, wie es offiziell hieß. Er versprach – wohl auch für den Fall, dass er außerhalb von Freundesland zur Erde zurückkehrte –, etwaige Schwierigkeiten „so zu überwinden, wie es die Kommunisten tun“.

Dazu kam es nicht. Der 27-jährige Bauernsohn und Familienvater hatte den Zuschlag als „Kosmonaut

Nr. 1“ wegen seiner Körpergröße von unter 170 Zentimetern, aber auch wegen seiner menschlichen Qualitäten bekommen: Verständigkeit, Bescheidenheit, Realismus – und Gelassenheit.

„Pojechali!“ (Auf geht’s!) rief er seinen Mitstreitern am Morgen des 12. April zu, und nach dem Abheben ein unaufgeregtes „Wir sind abgefahren“. Während des Flugs hatte er nur ein geringes Arbeitspensum zu absolvieren. Die Ingenieure hatten noch keine Erfahrungen mit einer möglichen „Weltraumkrankheit“ und deshalb die vollautomatische Variante gewählt. Der Pilot nutzte die Zeit für die erste Betrachtung des „blauen Planeten“ (O-Ton Gagarin) in der Menschheitsgeschichte.

Im Weltraum zum Major

Noch während seiner Erdumrundung wurde der Oberleutnant zum Major befördert – eine von vielen Ehrungen, die der lächelnde „Held der Sowjetunion“ bis zu seinem Fliegertod im März 1968 erhalten sollte. Sein Geburtsort Gschatsk in der Oblast Smolensk wurde in „Gagarin“ umbenannt. Auf dem Moskauer Lenin-Prospekt ist ihm ein 40 Meter hohes pathetisches Monument errichtet und auf dem Mond trägt ein Krater von 265 Kilometern Länge seinen Namen. Allerdings auf der erdabgewandten Seite.

Alexander Brüggemann/red



Richard Kiemer findet, dass Schäfer den schönsten Beruf der Welt haben. Allerdings seien die Anforderungen hoch, und leben könne man kaum davon.

TRAUMBERUF OHNE TRAUMGEHALT

Eine trügerische Idylle

Die Schäfer und ihre Tiere haben es zunehmend schwer: Gerade einmal die Landschaftspflege rentiert sich – Und jetzt wächst die Angst vor Wölfen

Es ist eines der romantischen Klischees schlechthin: Der Schäfer auf der Weide, inmitten seiner Schafe, alles weiß und weich, niedlich und friedlich. Doch die Realität der nurmehr wenigen Berufsschäfer sieht anders aus.

Kaum auf der Welt, stehen sie auf ihren dünnen Beinchen, suchen nach Milch und machen die ersten stak-sigen Schritte. Im Stall von Schäfer Michael Schlamp hat ein Mutter-schaf gerade zwei Lämmchen geboren. Jetzt ist der Wanderschäfer aus dem niederbayerischen Eining mit seiner Herde im Stall.

Aber die meiste Zeit des Jahres sorgen sie im Naturpark Altmühltal dafür, dass die Landschaft der Jura-region erhalten bleibt. Wären die Schafe nicht, würden die berühmten Felsen von Büschen und Bäumen überwuchert. Ein jahrhundertealtes Landschaftsbild ginge verloren.

Während die Schäferei in dieser Region noch recht gut funktioniert, stirbt der Beruf insgesamt zunehmend aus. Nurmehr 80 Berufsschä-



▲ Michael Schlamp mit einem wenige Stunden alten Lämmchen. Fotos: epd (2)

fer gibt es zum Beispiel in Bayern, Tendenz weiter sinkend. Der Schafbestand nimmt laut Statistischem Landesamt seit Jahren ab (*siehe auch Kasten*).

Auch Schäfer Richard Kiemer aus dem oberbayerischen Unterumbach im Landkreis Dachau gehört zu den letzten Berufsschäfern. „Schäfer ist der schönste Beruf der Welt“, sagt er. Er liebt die Freiheit und das Draußensein. Aber es habe schon Gründe, warum es immer weniger Schäfer gebe. Der Stundenlohn sei mickrig. Überleben könne man nur, wenn die ganze Familie mithilft. Ein normaler Landwirt drücke auf den Knopf – „und zack ist die Sau gefüttert“, beschreibt Kiemer.

Während in der Haltung von Kühen und Schweinen vieles mit Hilfe von Maschinen funktioniert, sei das bei Schafen ganz anders. „Wir stehen jeden Tag zehn Stunden draußen, egal bei welchem Wetter“, weiß Kiemer. Und auch wenn das nach dem romantischen Idyll vom Schäferleben klinge, habe es damit

wenig zu tun. „Denn dabei rattert mir permanent der Kopf, weil es so viel mehr zu tun gibt.“ Selbst als seine Frau in den Wehen lag, habe er sie gefragt, wie lang sie denn noch brauche – weil er zu den Schafen müsse.

In den Wehen lagen – bildlich gesprochen – auch Bayerns Schafe. Dreimal im Jahr kommen Lämmer zur Welt: im Winter, im Sommer und im März. Seit vier Wochen hat Kiemer 200 Lämmer im Stall, das bedeute „Arbeit ohne Ende“. Und während er das erzählt, werden gerade die nächsten zwei Mitglieder des knapp 1000-köpfigen Bestands geboren.

Wolle wenig wert

Wer glaubt, Schäfer könnten von Wolle, Milch oder Fleisch ihrer Tiere leben, erntet nur ein müdes Lächeln. „Sinn macht die Lämmerproduktion nicht“, sagt Schäfer Kiemer – und meint damit: in finanzieller Hinsicht. Der Unterhalt der Mut-

tertiere koste einfach zu viel Geld. Ähnlich schaue es mit der Wolle aus: Früher habe es für das Kilo 20 Mark gegeben, heute gerade einmal 50 Cent. Kiemer schüttelt den Kopf.

Doch wovon leben die Schäfer dann? Neben staatlichen Förderungen und der Zucht bringt den Großteil der Einkünfte die Landschaftspflege. Schlamp ist mit seinen Tieren auf den Jurahängen unterwegs, ökologisch schonend, „so dass auch Käfer, Insekten und Samen überleben“. Trotzdem werde die Lage für ihn und die anderen Wanderschäfer immer schwieriger. Immer öfter dürften sie Wege und Wiesen nicht betreten.

Wenn er mit seiner Herde vom Stall zu den 15 Kilometer entfernten Jurahängen will, wünsche er sich manchmal, fliegen zu können. „Irgendwen störst du als Schäfer immer – den Spaziergänger, den Autofahrer, den Landwirt oder den Jäger“, sagt Schlamp.

Schafe bei der Truppe

Schäfer Kiemer pflegt mit seinen meist weißen „Mäh“-Dreschern einen 100 Hektar großen Truppenübungsplatz bei Landsberg am Lech. Wenn ihm die Bundeswehr kündige, „dann wäre meine Existenz dahin“, sagt er. Neue Pachtflächen zu finden, werde immer schwieriger.

Ein Standbein vieler Schäfer seien Solarparks: Für Maschinen sei das Durchkommen zur Landschaftspflege dort oft schwierig.

Kiemer hat hierfür einige „extra niedrige“ Schafe, die besser unter die Kollektoren passen.

Wenn der Hirte durch seine Schafe geht, kommen sie zu ihm, strecken ihre Mäuler hin, er tätschelt sie, sagt ein paar zärtliche, aber bestimmte Worte. Er beschreibt seine Herde als treu, loyal und verlässlich. Es seien Gewohnheitstiere, die genau wissen, wann was passiert.

Neben immer neuen Auflagen und Richtlinien hat es jetzt auch

der Wolf auf die Schäfer abgesehen. Immer häufiger taucht er bei bayerischen Herden auf. In Kiemers Nähe hat er kürzlich ein Reh gerissen. Das bereitet dem Schäfer Sorge. Er wolle nicht jede Nacht Angst um seine Tiere haben. Doch eine rechte Lösung sieht er nicht. „Der Mensch wird den Wolf nicht in den Griff kriegen, der ist viel zu schlau“, sagt er.

Schon jetzt weiß er nicht, was er seinem Sohn sagen soll. Flo ist zehn Jahre und kümmert sich um 50 ei-

gene Schafe. „Papa, das kann doch nicht sein, dass der Wolf meine Schafe frisst?“, fragt er; das Thema beschäftigt ihn sehr. Doch der Vater ist ratlos: „Wenn der Wolf kommt, wird es noch weniger Schäfer geben.“

Trotzdem kann Kiemer dem Sohn nicht davon abraten, Schäfer zu werden. „Irgendwie hoffe ich doch, dass meine Söhne alles übernehmen“, sagt er. Allen Sorgen zum Trotz sei es ein Traumberuf.

Brigitte Bitto/Gabriele Ingenthron



▲ Es ist unschwer zu erraten, was für eine Mahlzeit sich diese beiden Wölfe gerade schmecken lassen.

Foto: Imago/alimdi

Hintergrund

„Lammfromme“ Stars der Bibel

Es gehört zu den ältesten Haustieren und ist weltweit verbreitet. Das Schaf liefert Fleisch, Milch und Wolle. Seit Jahrtausenden ist es Kultobjekt und Opfertier. An Ostern spielt insbesondere das Lamm eine große Rolle.

Während der Osterhase in der Bibel nichts verloren hat, sind Schafe die Stars unter den biblischen Tieren. In der Heiligen Schrift werden sie mit Abstand am häufigsten erwähnt: Das Schaf oder Lamm findet sich an 196 Stellen, wobei es 159 Mal im Alten Testament und 37 Mal im Neuen Testament genannt wird. An Ostern hat das Tier seinen wichtigsten Auftritt.

Seit Jahrtausenden ist das Schaf ein Kultobjekt. Abraham, Stammvater der drei monotheistischen Religionen, musste seinem Gott doch nicht den eigenen Sohn opfern. In letzter Sekunde reichte ein Lamm. Vor dem Auszug aus Ägypten strichen die Israeliten das Blut

frisch geschlachteter Jungtiere an die Türpfosten, damit der Todesengel ihre Häuser verschone – Ursprung des jüdischen Pessachfests.

Ausgerechnet dieses wehrlose Tier wurde dann auch zum Inbild von Jesus: Er ist das Lamm Gottes, das geschlachtet wird und den Tod überwindet. Oft ist das Lamm in der christlichen Bildsprache mit einer Siegesfahne zu sehen; es symbolisiert damit die Auferstehung Christi.

Jesus ist aber nicht nur das Opferlamm. Er wird auch als der gute Hirte dargestellt, der seine Schafe weidet und für sie sein Leben lässt. Eine Arie von Johann Sebastian Bach überträgt das Bild dann auch ins Politische: „Schafe können sicher weiden/wo ein guter Hirte wacht“, heißt es in der Jagdkantate. „Wo Regenten wohl regieren/kann man Ruh und Friede spüren/und was Länder glücklich macht.“

Die in Bremen angesiedelte Stiftung „Bündnis Mensch und Tier“ lobt „das Sozialsystem der Schafherde“ als „bisher noch zu wenig beachtetes Vorbild für die menschliche Gesellschaft“. In einer Herde lebten viele sehr unterschiedliche Persönlichkeiten mit durchaus eigenen Interessen, die sich jedoch jederzeit dem Schutz der Herde unterordneten. „Schafe haben ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl“, loben auch die Schafzuchtverbände.

Doch die Zahl der Schafe in Deutschland geht zurück. 2010 wurden laut Statistischem Bundesamt knapp 22 300 landwirtschaftliche Betriebe mit etwa 2,1 Millionen Schafen gezählt. 2019 waren es nur noch rund 1,55 Millionen. Auch die Wanderschäfererei hat viel von ihrer Bedeutung verloren.

Merino, Schwarzköpfiges Fleischschaf, Heidschnucke, Moorschnucke, Rhönschaf, Pommersches Landschaf oder

Bergschaf: Allein in Deutschland sind über 50 Hausschafassen heimisch, weltweit über 600. Domestiziert wurden die Wiederkäuer schon vor rund 11 000 Jahren auf dem Gebiet des heutigen Irak, und zwar aus dem Mufflon. Das Schaf ist widerstandsfähig, genügsam und leicht zähmbar und damit ein optimaler Lieferant für Fleisch, Milch und natürlichen Dünger. Außerdem gelang es dem Menschen, aus ihm einen Wolllieferanten zu züchten: Seit über 4000 Jahren kommt kaum ein Schaf in Europa ungeschoren davon.

Und jetzt schleichen in Deutschland schon wieder mehr als 1000 Wölfe durch Wälder, Fluren und Felder. Es ist ein archaischer Konflikt, der hier auflebt und dessen Ende nicht abzusehen ist. Gute Karten scheinen die Schafe aber nicht zu haben. Da nützt ihnen auch das nach ihnen benannte Spiel nicht weiter.

Christoph Arens

UNTERWEGS MIT ABSTAND

Wandern – Corona zum Trotz

Der Rennsteig im Thüringer Wald: Deutschlands wohl bekanntester Höhenweg

Mal raus aus der Stadt oder der unmittelbaren Wohnumgebung, tüchtig die Beine bewegen und in frischer Luft tief durchatmen: Eine Wanderung auf Deutschlands wohl bekanntestem Höhenwanderweg, dem 169 Kilometer langen Rennsteig im Thüringer Wald, ist dafür genau das Richtige – erst recht in Corona-Zeiten. Abstand halten kann man hier gut.

Vermessen hat den Rennsteig der Offizier und Kartograf Julius von Plänckner (1791 bis 1858), der 1829 die gesamte Strecke in fünf Tagen ablief. 43,5 Stunden hat er dafür gebraucht. Täglich war er also im Schnitt mehr als achteinhalb Stunden unterwegs – von Blankenstein an der Saale bis nach Hirschfeld an der Werra.

Nahe der Suhlener Aussparung, wo früher die Pferde gewechselt wurden, ist eine kleine Wandergruppe

unterwegs. Die munteren Touristen marschieren zwar gemeinsam auf dem Rennsteig, können sich hier aber in Corona-Zeiten auch gut aus dem Weg gehen. Auf 973 Metern, dem höchsten Punkt der durch ein „R“ gekennzeichneten Route, legen sie einen kurzen Stopp ein. Gleich danach ist schon „Plänckners Aussicht“ zu sehen.

„Plänckner hat sozusagen den Rennsteig erfunden“, sagt Sieghard Zitzmann, Experte für den bekannten Höhenwanderweg. Er begleitet die kleine Gruppe ein Stück auf ihrem Weg. Zitzmann steht oben auf der Plattform und genießt den weiten Blick in den Thüringer Wald. Vor seiner Pensionierung hat er den jährlichen GutsMuths-Rennsteiglauf organisiert.

Aus dem ersten, rund 100 Kilometer langen Lauf im Jahr 1973 hat sich ein Volkslauf mit mehr als 15 000 Teilnehmern entwickelt –

normalerweise. Im vorigen Jahr musste der Lauf wegen der Corona-Pandemie abgesagt werden. Aktuell ist die nächste Veranstaltung für Anfang Oktober geplant. Die Wanderer notieren sich das sofort und gehen weiter.

Giftige Geschwister

Plötzlich springt einer zwischen die Sträucher am Wegesrand und pflückt einen Pilz: eine Speisemorchel. „Wie die duftet!“, schwärmt er. Speisemorcheln wachsen von März bis Mai – doch Achtung: Sie können recht leicht mit ihren hochgiftigen Geschwistern verwechselt werden. Steinpilze wachsen hier ab Mai, ab Juni auch Pfifferlinge.

Einen halben Tagesmarsch weiter nördlich liegt Tambach-Dietharz. Hier können Interessierte ihre Wan-

derstiefel für eine gewisse Zeitlang ablegen und stattdessen eine Husky-Tour unternehmen – wenn nicht gerade die Corona-Krise das Geschäft vermiest. Laufen, laufen, laufen ist das Lebenselixier der Hunde, die Familie Kraft sommers wie winters auf Trab halten.

Momentan finden wegen der in Thüringen geltenden Pandemie-Bestimmungen keine Wanderungen mit den Hunden statt – erst dann wieder, wenn der Lockdown und die Einschränkungen für den Tourismus vorbei sind, erläutert Firmenchefin Julia Kraft am Telefon. Ihrem Mann Ralf gibt das Gelegenheit, seiner Freizeitbeschäftigung nachzugehen:



Eine Wanderin auf dem Rennsteig blickt über die Gipfel des Thüringer Walds.

Er schreibt Kinderbücher. „Lotta und die Schlittenhunde“ heißt seine Serie, die im familieneigenen Verlag erscheint (siehe Kasten).

Im 1870 gegründeten „Rennsteiggarten“ in Oberhof entwickeln sich rund 4000 Pflanzenarten aus allen Gebirgslagen der Erde „unbeeindruckt von der unruhigen Außenwelt“, heißt es auf der Internetseite. Hier kann man auf eine Pflanze stoßen, die wie Blattwerk aussieht: die Kraut-Weide. Das „ist vermutlich der kleinste Baum weltweit“, erklärt Experte Andreas Reichelt, der normalerweise Touristen durch den Garten führt.

„Es blüht schon überall“

Derzeit ist noch Winterpause in Oberhof. Am 24. April soll der Rennsteiggarten nach dem Willen der Betreiber regulär wieder öffnen – natürlich nur, wenn das die dann aktuelle Corona-Verordnung erlaubt. „Es blüht schon überall im Rennsteiggarten“, heißt es bereits auf der Internetseite. Der „Blütenkalender“ macht Lust auf einen Besuch. Zumindest Gruppenführungen werden aber wohl vorerst nicht möglich sein.

Vom Rennsteiggarten gelangen die Wanderer in wenigen Schritten auf den Rennsteig zurück. Auf 747 Metern Höhe hat der sogar einen eigenen Bahnhof: knapp 30 Fußminuten außerhalb der Ortschaft Schmiedefeld. Vor dem historischen Gebäude hält jeden Samstag, Sonntag und Feiertag der Rennsteig-Shuttle, der über Ilmenau bis Erfurt verkehrt. Auch im Lockdown fährt er nach regulärem Fahrplan. Etwas Abenteuer ist auch dabei, denn der Steilstreckenabschnitt zwischen Stützerbach und dem Bahnhof ist mit über 60 Promille Neigung eine der steilsten im Reibungsbetrieb befahrenen Eisenbahnstrecken Deutschlands.

Ziel der Wanderer ist jedoch nicht solcherlei Eisenbahnromantik. Die kleine Gruppe steuert vielmehr Schmiedefeld am Rennsteig an. Im Unesco-Biosphärenreservat kann es ebenfalls romantisch werden. Zwar ist das Infozentrum pandemiebedingt geschlossen, das Reservat selbst aber ist geöffnet. Mario Nöckel vom Förderverein geht abends zur Wildbeobachtung. Leise schleicht er durch den Wald und steigt in einen verglasten Ausguck.

Nöckel macht das seit 17 Jahren und zu allen Jahreszeiten – mit oder ohne Corona. Er hat Eimer mit Häcksel mitgebracht und den Inhalt in ausgehöhlte Baumstümpfe gefüllt. Das Rotwild kennt das Procedere und nähert sich allmählich, Nöckel schaut immer wieder durch das Fernglas. Er wartet auf einen großen Hirsch – aber vergeblich.



▲ Die 1897 eingefasste Werraquelle. Der Quellfluss der Weser entspringt dem goldenen schimmernden Löwenkopf.



▲ Rotwild im Biosphärenreservat Thüringer Wald.

Fotos: Wiegand

Da beginnt er zu erzählen, wie klug Hirsche sind.

Wenn beim Kämpfen der eine erkenne, dass sein Gegner ihm überlegen ist, ziehe er sich lieber zurück. Wenn es doch zum Kampf kommt, gehe es heiß her. Bis zu 15 Kilo wiegt ein Hirschgeweih, das zur Attacke genutzt wird. Die Rotwild-Damen, die auf ihren superschlanken Beinen stolzieren und ihre Kitze liebevoll behüten, tragen kein Geweih. In der Jägersprache werden sie Kahlwild genannt.

Auf dem Weg zur Quelle

Nahe der Rennsteigwarte Maserberg, wo die verglaste Plattform den Rundblick über Wiesen, Wälder und Dörfer erlaubt, geht es zur Werraquelle. Auf dem Weg zeigt Bastian Hinz einige alte Grenzsteine, mit denen einst die Fürsten ihr Land markierten – etwa alle 100 Meter. Tausende solcher Steine müssen einst am Rennsteig gestanden haben. Die Jahreszahl 1738 ist auf einem der verwitterten Steine zu entziffern. Alle stehen unter Denkmalschutz.



▲ Die Oberweißbacher Bergbahn verkehrt auch in Corona-Zeiten.

Besonders gerne zeigt Hinz die Quelle der Werra, jenes Flusses, der sich nach rund 300 Kilometern mit der Fulda zur Weser vereinigt. 1897 wurde die Quelle von Oberförster Georg Schröder und Maurermeister Elias Traut in Naturstein gefasst und mit einem Löwenkopf geschmückt. Seither fließt aus seinem Rachen das klare Werra-Wasser. „Elias Traut war mein Ururgroßvater“, erwähnt Hinz mit einigem Stolz.

Stolz ist man im Thüringer Wald auch auf die Oberweißbacher Bergbahn, ist sie doch die steilste Standseilbahn zum Transport nor-

malspuriger Eisenbahnwagen, also keine Zahnradbahn. Sie besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist die Standseilbahn zwischen Obstfelderschmiede und Lichtenhain, der zweite Teil die Flachstrecke zwischen Lichtenhain und Cursdorf. Auf beiden Strecken verkehren die Bahnen im Halbstundentakt von 6.30 Uhr bis 20 Uhr.

Fit für den Sommer

Bei der Revision im März hat man die Strecke für den Sommerbetrieb fit gemacht. Die beiden Triebwagen wurden nach Erfurt gebracht und dort überprüft, auch der rote „Olitätenwagen“, der auf der oberen Strecke fährt. Sein Name erinnert an die Buckelapotheke, die einst Kräuter und Olitäten, also Naturheilmittel, in einer Trage auf dem Rücken bis nach Paris schleppten.

Wenn dann bei warmem Wetter den bergab Fahrenden ein Cabrio-Wagen mit fröhlich winkenden Leuten entgegenkommt, wird die Fahrt zur Gaudi. Doch Vorsicht: Abstandhalten ist hier ebenfalls angesagt! Die Zahl der Fahrgäste auf der Bergbahn ist im Personenwagen auf 65 und im Cabrio-Wagen auf 75 Personen beschränkt. Der Freude tut das jedoch keinen Abbruch.

Ursula Wiegand

Lotta und die Schlittenhunde

Ralf Kraft bietet nicht nur zusammen mit seiner Frau Julia Husky-Touren für jedermann an. Die Liebe zu seinen Schlittenhunden fließt auch in eine Kinderbuch-Reihe ein, die Kraft im familieneigenen Verlag veröffentlicht: Seine Geschichten erzählen von Lotta Lindström. Das Mädchen mit den langen blonden Haaren lebt mit den Eltern und sechs Schlittenhunden in einem kleinen Dorf in Schweden.

Zwei liebevoll illustrierte Bücher sind in der Reihe bislang erschienen und auf www.kraft-kinderbuch.de für jeweils 14,95 Euro erhältlich: „Der kleine Elch“ (EAN: 978-3000538667) und „Im Tal der Trolle“ (EAN: 978-

3981915204). Empfohlen sind die Bücher für Kinder ab vier Jahren.



Wir verlosen

zwei Lotta-Bücher. Wenn Sie gewinnen möchten, schreiben Sie bis 21. April an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Lotta“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schicken Sie eine E-Mail: nachrichten@suv.de.

Informationen

zum Rennsteig: www.rennsteig.de

17 Die Schwiegermutter überraschte Lotte mit einer zusätzlichen Neuigkeit: „Weißt du, wir haben beschlossen, für uns Ältere ein eigenes Bad neben unserem Schlafzimmer einbauen zu lassen, dann habt ihr Jungen mit dem Baby im jetzigen mehr Platz.“ Das Bad der Schwiegereltern wurde sehr schön und das junge Paar musste das alte nur noch mit Robert teilen, da die Großeltern das kleine Bad der sogenannten Schmutzschleuse im Erdgeschoss nutzten.

Lottes Wunsch, doch eine kleine, wenn auch vielleicht nur winzige eigene Küche einzubauen, wurde rundweg abgelehnt. Wo denn, fragte die Schwiegermutter. Es gäbe keinen Platz dafür, und ob die große Wohnküche nicht wahrlich groß genug für sie alle wäre?

Lotte bekam eine Kochplatte und die unbedingt notwendigen Utensilien, um zumindest dem Baby jederzeit ein Fläschchen wärmen zu können.

Im Laufe des Frühjahrs wurde alles fertig für den Einzug des jungen Paares, und als Lotte im Juni ins Krankenhaus ging, warteten all ihre persönlichen Habseligkeiten, einschließlich Stubenwagen und Babyausstattung, in ihrem neuen Zuhause auf sie. Ihre Mutter war Lotte nicht mehr von der Seite gewichen, hatte selber Urlaub genommen und war überhaupt um ein vielfaches aufgeregter als die werdende Mutter selber. Als die Wehen begannen, war sie es, die Lotte ins Krankenhaus brachte und Toni verständigte.

Wenige Stunden später war das kleine Mädchen geboren. Lotte, Toni und die frisch gebackene Großmutter strahlten um die Wette, alle Augen ruhten auf dem kleinen Wesen. Lottes Mutter konnte sich gar nicht mehr beruhigen. „So eine kleine Süße! Was für wunderschön flaumige blonde Haare sie hat. Genau wie du, Lotte, als du auf die Welt kamst! Ach, Toni, wissen es deine Eltern schon?“

Toni saß auf dem Bett, verglich ganz versunken und verwundert die winzigen Fingerchen des Babys mit seinem eigenen, kräftigen Daumen. Er schaute auf. „Nein, hab ich ganz vergessen!“

„Soll ich anrufen?“, bot ihm Lottes Mutter an. „Ja sicher, tu das.“ Sie setzte sich etwas abseits, nahm das Telefon vom Tischchen und wählte. Tonis Oma meldete sich nach mehrmaligem Läuten.

„Das Baby ist da!“, rief Lottes Mutter aufgeregt in die Sprechmuschel. „Oh, wie schön, das Baby ist da!“, wiederholte die Oma, und gleich darauf war Tonis Mutter am andern Ende. Lottes Mutter spru-

Große Liebe im Gegenwind



Lottes Mutter liegt ihrer schwangeren Tochter ständig damit in den Ohren, dass sie nur ja nicht ihren Beruf völlig an den Nagel hängen soll. Lotte macht sich darüber im Moment wenig Gedanken. Sie freut sich auf ihre gemeinsame Zukunft auf dem Hof von Tonis Familie.

delte in allen Einzelheiten den Ablauf der letzten Stunden hervor, bis hin zur Größe und dem Gewicht und wie wunderschön das Baby wäre.

„Was ist es denn?“ „Ein Mädchen, ein wunderschönes kleines Mädchen ist es!“, antwortete Lottes Mutter. Ein wenig undeutlich, vielleicht hatte sich Tonis Mutter vom Telefon abgewandt, hörte sie, wie die Nachricht an den Rest der Familie weitergegeben wurde: „Ein Dirndl ist es. Ich hab es mir ja gleich gedacht. Wenn es ein Bub geworden wäre, hätten sie es uns sicher schon viel eher gesagt.“

Die Art, wie Tonis Mutter gesprochen hatte, empörte Lottes Mutter über die Maßen. Als wär ein Mädchen nicht genauso viel wert wie ein Bub! Sie musste an sich halten, um ihre Wut nicht zu zeigen.

Im Hörer war die Stimme nun wieder laut und deutlich zu vernehmen. „Ja, schön. Einen schönen Gruß von uns allen hier. Wir gratulieren und morgen Nachmittag, wenn ich Zeit hab, besuche ich die junge Mutter. Jetzt am Abend hat der Robert im Stall geholfen. Morgen früh wird dann der Toni wieder antreten, oder? Im Krankenhaus wird er wohl kaum gebraucht.“

Lottes Mutter atmete tief durch. „Nein, sicher nicht“, gelang es ihr in normalem Tonfall herauszubringen. Dann verabschiedete sie sich schnell mit einem einzigen „Wiedersehen“ und legte den Hörer auf.

Sie behielt die Sache für sich. Nur eines versicherte sie bei Gelegenheit ihrer Tochter in aller Deutlichkeit: „Bei mir ist immer Platz

für dich und das Baby, Lotte. Vergiss das nicht!“

Einheirat und ein anderer Alltag

Toni brachte Lotte und sein Baby direkt vom Krankenhaus auf den Hof. Oma und Opa saßen auf Gartenstühlen erwartungsvoll vor der Haustüre und sprangen auf, sobald sie Tonis Auto hörten.

„Sie sind da, jetzt sind sie da!“, rief die Oma in den Hausflur hinein, und dann lief sie zu Lotte, die mit dem Baby aus dem Auto stieg. „Da ist es ja, unser Butzerle. Lass dich anschauen, ich hab dich ja noch gar nicht gesehen. So ein liebes Butzerle, Opa, schau her, unser Urenker!“ Sie konnte sich nicht fassen vor Freude, wickelte Lotte und dem Baby nicht mehr von der Seite.

Die Schwiegereltern traten aus der Haustür und sogar der selten lächelnde Vater Tonis machte eine freundliche Miene, beugte sich zu dem Baby hinunter und grinste verhalten. „Jetzt kommt nur gleich herein. Draußen ist so eine schwüle Hitze, das ist nicht gut für das Baby“, forderte die Schwiegermutter auf und bot eine Brotzeit an.

Lotte hielt sich zurück. „Ich hab einige Kilo zugenommen durch die Schwangerschaft, die müssen schnellstens wieder weg“, entschuldigte sie sich. „Aber du bist doch sowieso so dünn!“, meinte die Oma. „Dass ihr alle so dürr sein wollt, heutzutage. Früher war das ganz anders!“

„Weil es eben nicht gesund ist, wenn man zu dick wird, Oma“, erklärte Tonis Mutter und wandte

sich dann direkt an Lotte. „Ich war auch einige Kilo zu schwer, als der Robert auf die Welt kam. Aber die waren bei der Bauernarbeit schnell wieder weg!“ Und sie erzählte breit von ihren Erfahrungen zum Thema Kinderkriegen und einiges aus der Kleinkinderzeit von Robert und Toni.

Lotte fühlte sich an diesem Tag, als sie, wie sie glaubte, für immer auf dem Hof einzog, durchaus nicht schlecht aufgenommen in die Großfamilie.

Mein erster ganzer Tag im neuen Heim, dachte Lotte, als sie morgens gegen 6 Uhr aufwachte, allein. Toni war bereits um 5 Uhr früh, wie üblich, aufgestanden. Sie sah nach dem Baby, versorgte es, ließ sich Zeit dabei. Danach wollte sie ins Bad. Es war verschlossen.

„Hab's gleich, Schwägerin!“ Lotte wandte sich wieder ab, da riss Robert die Badezimmertür auf, erschien mit dem Rasierapparat im Gesicht. „Kannst gleich rein, Lotte“, grinste er. Obgleich er äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Toni hatte, war er doch ganz anders. Viel leichtlebiger, er hatte wenig von der Ernsthaftigkeit Tonis, von seiner Verlässlichkeit und Beständigkeit. Robert lebte fröhlich in den Tag hinein.

Er war in seiner Freizeit mit einem großen Kreis von Sportfreunden und ständig wechselnden Freundinnen unterwegs. Sein fröhliches Naturell war dabei so geschätzt, dass sein Chef sogar seit Jahren tolerierte, wenn er hin und wieder zu spät zur Arbeit kam, wie seine Mutter teils stolz, teils aufgebracht berichtet hatte. Auch Lotte fand ihren Schwager sympathisch, ein Typ, dem man nicht böse sein konnte, mit dem man einfach mitlachen musste.

Robert stellte den Rasierapparat auf das Fensterbrett, sang „Bye bye, my love“ und polterte die Treppe hinab. Lotte schüttelte den Kopf, sah nach, ob auch das Baby nicht aufgewacht war, und ging erst dann ins Bad. Bartstoppeln und Schaumspritzer verzierten das Waschbecken, Wassertropfen und Zahnpastaspritzer den Spiegel darüber. Die Zahnpastatube war nicht zugeschraubt, die Zahnbürste lag einfach daneben.

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9





▲ Auch wenn es manchmal Streit und Eifersucht gibt – die meisten Geschwister verbindet ein lebenslanges Band der Zuneigung. Foto: Fels

Durch Dick und Dünn

Was Geschwisterbeziehungen besonders macht

Toben, Streiten, Versöhnen: Große Nähe und lauter Zoff liegen bei Geschwisterkindern oft nah beieinander. In Zeiten der Pandemie können Bruder oder Schwester auch zusätzlichen Halt bieten.

Nikolas macht Homeschooling: Der zehnjährige Oldenburger sitzt vor dem Bildschirm und beschäftigt sich mit Englischaufgaben. Sein sechsjähriger Bruder Frederik saust derweil zwischen Küche und Wohnzimmer hin und her. Charlotte Sommer (*Name geändert*), die Mutter der Buben, seufzt: „Wegen Corona sind die beiden oft zu Hause, und dann ist immer was los.“

Nikolas, vom Lärm genervt, hat bei der Übung zur englischen Verneinung eine Idee. „I don't like my brother“ (Ich mag meinen Bruder nicht), tippt er in den Computer. Er meine das nicht ernst, sagt er später lachend: „Es ist eigentlich schön, immer einen Spielkameraden zu haben.“

Die meisten der rund 13,7 Millionen Kinder und Jugendlichen in Deutschland, rund 82 Prozent, wachsen mit Geschwistern auf. „Mit dem Bruder oder der Schwester lernt man zu reden, zu streiten, aber auch sich zu versöhnen“, sagt der Berliner Psychotherapeut Wolfgang Krüger.

Die besondere Nähe zu ihren bei einem Unfall verstorbenen Geschwistern wollte auch die US-Amerikanerin Claudia E. Evart ausdrücken: Sie ist die Initiatorin des Welttags der Geschwister, der seit 1998 am 10. April begangen wird. Ein Tag, der durch den anhaltenden Lockdown in Deutschland noch mehr Bedeutung erhält: Weil Kontakte zu Freunden vermieden werden sollen, verbringen Geschwister zu Hause noch mehr Zeit miteinander.

„Wenn sich die Kinder verstehen, ist es ein Vorteil, dass Spielkameraden im Haus sind“, sagt Susann Sitzler, Autorin des Buchs „Geschwister – Die längste Beziehung des Lebens“. Allerdings kann es auch mehr Streit geben. Geschwister hätten leicht eine Eifersuchtsproblematik, denn sie müssten sich die Zuwendung teilen, sagt Wolfgang Krüger.

Der Münchner Familienforscher Hartmut Kasten erklärt: „Es ist typisch für die Beziehung zwischen Geschwistern, dass negative und positive Gefühle gleichzeitig stark vorhanden sind.“ Anders als Freunde suche man sich Geschwister nicht aus, die Verbindung sei „schicksalhaft“.

Dabei wird das Verhältnis von Alter und Geschlecht beeinflusst: Nähe und damit auch das Konfliktpotenzial seien am größten bei geringem Altersunterschied und gleichem Geschlecht, erläutert der Pädagoge. Jungen und Mädchen stritten meist seltener, weil sie oft unterschiedliche Interessen und Vorbilder hätten.

Einen heftigen Bruderkonflikt erzählt schon die Bibel mit der Geschichte von Kain und Abel. Heute geraten Geschwister mitunter aneinander, wenn es um die Pflege betagter Eltern und das anschließende Erben geht. Aber: „Geschwister haben eine Art Sicherheitspuffer und finden später häufig wieder zueinander“, meint Sitzler.

Solche Gedanken machen sich Nikolas und Frederik natürlich nicht. Auch wenn der Bruder manchmal „nervt“, genießt es Nikolas sehr, mit „Freddie“ unter der Decke auf der Couch die „Sendung mit der Maus“ zu schauen. Einzelkind möchte der Zehnjährige jedenfalls keinesfalls sein: „Dann hat man keinen Begleiter für das Leben.“ *Michael Ruffert*

Gesund leben 50plus



Immer mehr Menschen achten auf eine ausgewogene Ernährung und ausreichend Bewegung – die besten Voraussetzungen dafür, bis ins Alter fit und gesund zu bleiben.

Aktiv gegen Diabetes

Etwa jeder zehnte Mensch in Deutschland ist an Diabetes erkrankt – Tendenz steigend. Wer die Diagnose erhält, fragt sich gemeinsam mit seinen Angehörigen, was die Krankheit für die zukünftige Lebensqualität bedeutet. Die gute Nachricht lautet: Jeder Patient kann durch einen aktiven und gesundheitsbewussten Lebensstil gegensteuern. Da die Ernährung eine ganz wesentliche Rolle spielt, bietet der Ratgeber „Wie ernähre ich mich bei Diabetes“ der Verbraucherzentrale eine wichtige Hilfestellung. Das Buch soll keine Arztbesuche ersetzen, sondern ist als ergänzende Information gedacht, die auch ohne medizinischen Hintergrund nachvollziehbar ist. Autorin Claudia Krüger arbeitet als Diätassistentin und Diabetesberaterin in der Beratung und Schulung von Menschen mit Diabetes und anderen Erkrankungen. In dem Ratgeber erläutert sie, warum das richti-

ge Essen und Trinken so wichtig sind und auf welche anderen Lebensbereiche die Krankheit Einfluss nimmt.

Krüger stellt die aktuellen Ergebnisse zur Ernährungstherapie bei Typ-2-Diabetes vor und gibt die Erfahrungen von Betroffenen weiter. Im Praxisteil finden die Leserinnen und Leser mehr als 60 erprobte Rezepte für ihre eigene Küche. Checklisten, Experteninterviews und Patientenbeispiele runden das Informationsangebot ab.

Der Ratgeber „Wie ernähre ich mich bei Diabetes? Was nützt, was nicht – praktische Hilfen für den Alltag“ hat 240 Seiten und kostet 19,90 Euro. Es ist für 15,99 Euro auch als E-Book erhältlich.

Bestellmöglichkeiten

www.ratgeber-verbraucherzentrale.de,
Telefon: 0211/38 09-555,
oder im Buchhandel.



▲ Diabetiker sollten nicht die Freude am Essen verlieren. Ein bewusster und genussvoller Umgang mit Lebensmitteln kann sehr zum Wohlbefinden beitragen.

Verlosung

Wir verlosen fünf Ratgeber „Wie ernähre ich mich bei Diabetes?“ der Verbraucherzentrale. Wer ein Buch mit praktischen Anleitungen, wertvollen Tipps und leckeren Rezepten gewinnen will, schickt einfach eine Postkarte mit seiner Adresse und dem Stichwort „Diabetes“ an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Anzeigenabteilung, Henisiusstr. 1, 86152 Augsburg oder eine E-Mail an: anzeigen@suv.de. Einsendeschluss ist der 23. April. Viel Glück!

verbraucherzentrale

ISBN: 978-3-86336-121-1
240 Seiten

19,90 €

Wie ernähre ich mich bei Diabetes?

Was nützt, was nicht – praktische Hilfen für den Alltag



www.ratgeber-verbraucherzentrale.de

Männergesundheit



Fotos: gem

Männer und Frauen unterscheiden sich deutlich in Bezug auf Krankheit und Gesundheit. Neben unterschiedlichen Erkrankungshäufigkeiten lassen sich auch Unterschiede bei der Wahrnehmung und Kommunikation von Symptomen und bei der Inanspruchnahme von Versorgungsangeboten feststellen. „Der Mann ist ein Verdränger“, sagen Experten. Beim Thema Gesundheit kann das allerdings gefährlich sein.

So bleibt Mann gesund

Die „Männergrippe“ ist zwar eher ein Klischee als medizinische Wahrheit – aber typische Männerkrankheiten gibt es schon. Meist sind diese gut behandelbar und heilbar. Voraussetzung ist jedoch, dass sie früh erkannt werden – und daran hapert es häufig.

„Männer leben oft ungesünder als Frauen: Sie essen insgesamt fettreicher, trinken mehr Alkohol und rauchen häufiger“, sagt Monika Köster, Expertin für Männergesundheit bei der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Auch die körperliche Aktivität komme oft zu kurz.

Die Folge sind Krankheiten wie Bluthochdruck, Diabetes, Adipositas und schließlich daraus folgende Herz-Kreislauf-Erkrankungen: Von all diesen Problemen sind Männer häufiger betroffen als Frauen. Gleiches gilt für Suchterkrankungen sowie für Verletzungen aufgrund von Arbeits- und Verkehrsunfällen. Woran liegt das?

Gängige Stereotype

„Oft liegt bei Jungen und Männern ein Mangel an Kenntnissen und Informationen über den eigenen Körper vor“, erklärt Alex Schroeder, Präsident des Berufsverbands der Deutschen Urologen. „Außerdem kommen den Jungen und Männern die heute leider oft noch gängigen Stereotype nicht zugute – zum Beispiel, dass ein Junge nicht weint oder ein Mann sich mit Problemen selber zu helfen weiß.“

Typische Männerkrankheiten und -probleme müssen nach Ansicht des Urologen aus mehreren Perspektiven – also ganzheitlich – betrachtet und behandelt werden. Schließlich hängen viele Probleme irgendwie zusammen. Ein Beispiel: die Abnahme des Testosterons ab

Mitte 40. „Die Testosteronbildung hört zwar – anders als bei der Frau die Bildung von Östrogen – nie komplett auf, aber der Mann wird bei weniger Testosteron ruhiger, phlegmatischer und antriebsloser, was oft zur Folge hat, dass er weniger Zeit beim Sport, dafür mehr auf dem Sofa verbringt“, sagt Schroeder. Gewichtszunahme sei oft die Folge.

Internistisch betrachten

Übergewicht und Adipositas, aber auch Bluthochdruck und Diabetes müsse man dann jedoch auch unter einem allgemeinen medizinischen und internistischen Gesichtspunkt betrachten. Ein Beispiel: „Jeder Diabetiker bekommt irgendwann Erektionsstörungen, denn die hohen Blutzuckerwerte können den für eine Erektion nötigen Blutfluss beeinträchtigen“, erklärt Schroeder.

Erektionsstörungen sind also nicht nur ein psychologisches, sondern auch ein organisches Problem. Oft sind es die ersten Anzeichen von Durchblutungsstörungen, die wiederum ein Risikofaktor für Herzinfarkt und Schlaganfall sind. Umso wichtiger ist es, dass Männer nicht erst dann zum Arzt gehen, wenn der Körper Alarm schlägt. „Viele Krankheiten, vor allem bestimmte Krebsarten, führen erst relativ spät zu Symptomen“,

erklärt Monika Köster von der BZgA. Früherkennungsuntersuchungen helfen, Probleme rechtzeitig zu erkennen und die Heilungschancen zu erhöhen.

Umfassende Informationen zu Früherkennungsuntersuchungen gibt es auf der Internetseite der BZgA unter www.maennergesundheitsportal.de. Urologe Schroeder rät, unbedingt zur Früherkennung zu gehen. Nur dann könne schonend und heilend behandelt werden. „Prostatakrebs ist zum Beispiel behandelbar, im Frühstadium auch heilbar.“ Wer zu spät kommt, dem könne meist nur noch mit einer lindernden Therapie geholfen werden.

„Der Mann ist – etwas polemisch ausgedrückt und unter Betrachtung der genannten, auch soziologischen Aspekte – ein Verdränger“, sagt Schroeder. „Eine schleichende Veränderung treibt ihn nicht in die Praxis. Er muss schon einen Unfall oder große Beschwerden haben.“

dpa



Wenn sich Beschwerden schleichend einstellen, ist das für viele Männer kein Grund, einen Arzt aufzusuchen. Das kann zu Folgeproblemen führen.

Info

Wissensreihe Männergesundheit

Die BZgA und die Stiftung Männergesundheit haben Broschüren zu den Themen Bluthochdruck, Burnout, Diabetis mellitus, Herzinfarkt, Übergewicht, Kopf- und Rückenschmerzen, Work-Life-Balance sowie Übergang in die Rente veröffentlicht, die über männerspezifische Gesundheitsthemen informieren. Die Broschüren können im Internet kostenlos bestellt werden unter: www.bzga.de/infomaterialien/wissensreihe-maennergesundheit.

Inkontinenz kann jeden treffen

Es ist kein schönes Gefühl, die Kontrolle über den eigenen Körper zu verlieren. Und so ist es kein Wunder, dass nicht gerne über Harninkontinenz gesprochen wird. Dabei betrifft das Menschen in allen Altersschichten und Lebenssituationen. Viele Betroffene schämen sich aber so sehr dafür, dass sie keinen ärztlichen Rat einholen. Dabei gibt es gute Behandlungsmöglichkeiten.

Es kann zwischen zwei Varianten unterschieden werden: der Dranginkontinenz und der Belastungsinkontinenz, die früher auch Stressinkontinenz genannt wurde. „Bei der Dranginkontinenz ist die Blase an sich das Problem oder die Kommunikation zwischen Gehirn und Blase.

Bei der Belastungsinkontinenz funktionieren dagegen Schließmuskel und Beckenboden nicht richtig“, erklärt Ursula Peschers, Direktorin der Klinik für Gynäkologie am Isarklinikum München und Mitglied im Expertenrat der Deutschen Inkontinenz Gesellschaft.

Eine Dranginkontinenz äußert sich dadurch, dass Betroffene plötzlich den sehr starken Drang haben, auf die Toilette gehen zu müssen und den Urin oft nicht halten können, bis sie es ins Badezimmer geschafft haben. Die Belastungsinkontinenz tritt in Situationen auf, in denen der Beckenboden belastet wird – beim Niesen, Husten oder Hüpfen zum Beispiel. Zudem könne Inkontinenz im

Zusammenhang mit Erkrankungen oder bestimmten Medikamenten auftreten.

Die Behandlung richtet sich nach Art und Ursache der Inkontinenz, sagt Peschers. Grundsätzlich steige man mit einer eher moderaten Behandlung wie Physiotherapie oder Verhaltenstherapie ein. In manchen Fällen können auch Medikamente oder Hormone anschlagen. Als letzter Schritt bleibt ein operativer Eingriff. „Es kann beispielsweise ein Band eingesetzt werden, das den Beckenboden unterstützt“, erklärt Peschers. Außerdem gebe es bei Dranginkontinenz die Möglichkeit, Botox in die Blase zu spritzen. „Dadurch wird verhindert, dass die Blase das Nervensignal zur Entleerung erhält.“ dpa

Neue Therapie bei Prostatakrebs

Die Photodynamische Therapie (PDT) ist eine neuartige Form der Krebstherapie, die sich bislang schon bei vielen Krebsformen – wie Hautkrebs, Blasen-, Lungen- und Gallengangskarzinomen – bewährt hat. Auch bei Brustkrebs und Gehirntumoren sind Behandlungserfolge bekannt. Jetzt wird an der Heidelberger Klinik für Prostata-Therapie das Verfahren weltweit erstmals auch bei Prostatakrebs eingesetzt – mit einer auf dem Unicampus in Heidelberg hergestellten photoaktiven Substanz.

Chlorin E6 Trinitriumsalz, kurz Ce6, gehört zur Gruppe sogenannter Photosensibilisatoren, die sich insbesondere in Tumorzellen anreichern. In der Prostatakrebs-Therapie hat die Substanz zwei Funktionen: Sie hilft, die Tumorzellen optisch zu markieren und ist gleichzeitig entscheidend beim Kampf gegen jede einzelne Krebszelle.

In der Dermatologie werden Photosensibilisatoren äußerlich angewendet und in Form von Salben auf die erkrankten Stellen aufgetragen. Dann wird die betroffene Stelle von außen mit besonderem Laserlicht bestrahlt, was zu einem Absterben der Tumorzellen führt. Bei der Behandlung von Prostatakrebs ist das

Vorgehen etwas komplexer. Dem Patienten wird ein Medikament mit einer photoaktiven Substanz, wie Chlorin E6, injiziert. Diese Substanz reichert sich in Tumorgewebe 20-fach stärker an als in gesunden Zellen. Der Grund: Tumorzellen haben einen intensiveren Stoffwechsel. In gesunden Zellen wird Chlorin E6 als Fremdstoff erkannt und rasch wieder ausgeschieden.

Tumorzellen sterben ab

Werden die Tumorzellen nun mit monochromatischem, rotem Laserlicht einer Wellenlänge von 665 Nanometern beleuchtet, wird eine photochemische Reaktion ausgelöst. Die Substanz gibt die vom Laserlicht absorbierte Energie an die umliegenden Sauerstoffmoleküle ab. Dabei entsteht sogenannter Singulett-Sauerstoff. Dieses Sauerstoff-Molekül reagiert mit allen biologischen Bestandteilen in der Tumorzelle wie Zellkern, Mitochondrien und Zellmembran. Die Tumorzelle stirbt ab – ähnlich wie bei einer Chemotherapie, nur viel gezielter.

In der Klinik für Prostata-Therapie arbeitet man zeitgleich mit bis zu vier Lasersonden, die über biopsieähnliche Nadeln

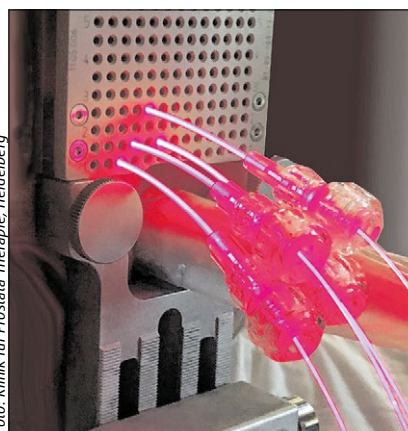


Foto: Klinik für Prostata-Therapie, Heidelberg

▲ Bei der Photodynamischen Therapie werden die Tumorzellen mit monochromatischem, rotem Laserlicht bestrahlt.

und einer Metallschablone in die Prostata geführt werden. Die Nadeln selbst sind hohl und lichtdurchlässig. Nachdem sie in der Prostata platziert sind, werden zunächst Sonden eingeführt, die über ein Spektrometer die Regionen mit höchster Chlorin E6-Konzentration messen. Signalisiert das Spektrometer einen Peak, ist demnach dort die größte Konzentration an Chlorin E6 und damit auch an Tumorzellen.

Im nächsten Schritt wird die Sonde gegen die hochdünne Laser-Faser getauscht. Diese sendet dann rotes Laserlicht aus, das zur beschriebenen chemischen Reaktion führt. Die Krebszelle stirbt ab.

Damit eröffnen sich nun ganz neue Behandlungsfelder. Beispielsweise konnte in bestimmten Fällen, bei denen der Blasen-Schließmuskel von Tumorzellen befallen war, dessen Funktion erhalten werden, weil nur die Tumorzellen abgetötet wurden und nicht die Muskelzellen.

„Im Gegensatz zu operativen, chemotherapeutischen oder strahlentherapeutischen Verfahren stellt die Photodynamische Therapie die deutlich geringere Belastung für den Patienten dar“, erklärt Urologe Dr. Martin Löh, der mit Dr. Thomas Dill die Heidelberger Privatklinik leitet. Die grundsätzliche Wirksamkeit der Methode sei schon länger für bestimmte Hauttumoren untersucht und der Erfolg der Methode belegt. Ferner sei die Methode für im schulmedizinischen Sinne austherapierte Patienten eine echte Chance, das Tumorstadium in der Prostata zu verlangsamen oder gar zum Stillstand zu bringen.

Mehr Informationen:
www.prostata-therapie.de

Prostata-Therapie

Das Gesundheitskonzept für Männer
schonend - individuell - effektiv

Schonende, ganzheitliche Diagnostik bei Prostata-Erkrankungen

Als erste Klinik in Deutschland haben wir uns auf schonende, individuelle und effektive Verfahren der Prostata-Diagnostik und -Therapie spezialisiert. Zu einer ganzheitlichen Diagnostik gehört die Erstellung eines individuellen Therapiekonzeptes. Neben hochmodernen Ultraschallverfahren (Elastographie) kommt auch die MRT-gesteuerte Biopsie als hochgenaues Diagnoseverfahren zum Einsatz.

Fokussierter Ultraschall (HIFU) und NanoKnife (IRE) bei Prostata-Krebs

Hochfokussierter, intensiver Ultraschall (HIFU) ist ein wirksames, unblutiges Verfahren zur Behandlung von Prostata-Tumoren. Zusätzlich kann man mit dem NanoKnife nach dem Prinzip der Irreversiblen Elektroporation (IRE) auch sehr große und verkalkte Prostata-Drüsen ohne langwierige, komplizierte Klinikaufenthalte behandeln – optimale Verfahren auch für Risikopatienten.

Greenlight- und Evolve-Laser bei gutartiger Prostata-Vergrößerung

Die gutartige Vergrößerung der Prostata-Drüse (benigne Prostata-Hyperplasie, BPH) behandeln wir mit dem hochmodernen 180 Watt-Greenlight-Laser. Das grüne Licht ist optimal auf die Absorptionseigenschaft der Prostata abgestimmt. Mit diesem Power-Laser lassen sich auch große Prostata-Drüsen sicher und in kürzester Zeit behandeln; die Sexualfunktionen bleiben weitgehend erhalten.



Klinik für Prostata-Therapie
im Medizinischen Zentrum Heidelberg-Bergheim :medZ
Bergheimer Straße 56a · 69115 Heidelberg
Telefon 06221.65085-0 · Telefax 06221.65085-11
info@prostata-therapie.de · www.prostata-therapie.de





Durch seine Rolle als Kaiser Nero im Film „Quo Vadis“ gelang Peter Ustinov (Mitte) der internationale Durchbruch.

Vor 100 Jahren

Der Kaiser von Hollywood

Peter Ustinov brillierte in Rollen nahezu aller Genres

Peter Ustinovs Kreativität schien keine Grenzen zu kennen. Es gab kaum ein Genre, in dem er nicht zu Hause war: Er war Schauspieler in fast 100 Filmen, Regisseur, Drehbuchautor, Dokumentarfilmer und Universitätsrektor. Er inszenierte Opern, schrieb Theaterstücke, Romane, Essays, engagierte sich für Unicef – und zählte sogar den Papst zu seinen Freunden.

Nach eigenen Worten wurde ihm das kosmopolitische Naturell bereits in die Wiege gelegt: „Ich wurde in Sankt Petersburg gezeugt, in London geboren und in Schwäbisch Gmünd evangelisch getauft.“ Peter Alexander Baron von Ustinov erblickte am 16. April 1921 in London das Licht der Welt, anfangs mit einem deutschen Pass. Sein Vater Jona von Ustinov hatte russische, deutsche, jüdische und äthiopische Vorfahren, wurde im osmanischen Palästina geboren, war deutscher Jagdflieger im Ersten Weltkrieg und Presseattaché in London. 1935 wurde er mit seiner Familie in England eingebürgert und kämpfte als Geheimdienstler gegen Hitler. Peters Mutter, die Bühnenbildnerin und Malerin Nadeschda Leontjewna Benois, hatte russische, französische und italienische Wurzeln. Peters Talent zeigte sich erstmals im Kindergarten, als er bei einer Theateraufführung ein Schweinchen spielen durfte. Auf einer Londoner Eliteschule als Außenseiter gemobbt, erwarb er sich Sympathien durch Lehrparodien und Kleinkunstdarbietungen. Später wurde aus ihm ein geistreicher Entertainer und Conférencier, nie um Anekdoten oder Imitationen verlegen, vorgetragen in allen

möglichen Dialekten und Akzenten, denn er sprach fließend Russisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Griechisch und Türkisch.

Nach einer Schauspielausbildung am London Theatre Studio bekam er mit 17 seine erste Theaterrolle. Im Krieg diente der Gefreite Ustinov als Offiziersbursche seines Schauspielerkollegen und Stabsoffiziers David Niven. Nach 1946 arbeitete Ustinov als Regisseur, Autor und Kritiker – dann wurde er der Kaiser von Hollywood: Die zweifelnden Produzenten hatten ihn ein Jahr lang mit der Zusage für die Rolle des Nero in „Quo Vadis“ (1951) hingehalten, nun wurde er mit einem Golden Globe und einer Oscarnominierung belohnt.

Den ersten Oscar erhielt er 1961 als Batiatus in Kubricks „Spartacus“, 1964 folgte ein zweiter Goldjunge für die Gaunerkomödie „Topkapi“. Erfolge feierten aber auch seine Broadwaykomödie „Romanoff und Julia“ und seine Operninszenierungen von Mozart, Puccini und Ravel, für die er zum Teil selbst die Kostüme entwarf. Ihm selbst auf den Leib geschneidert war die Rolle als Agatha Christies Hercule Poirot in „Tod auf dem Nil“ und „Das Böse unter der Sonne“ (1978/82).

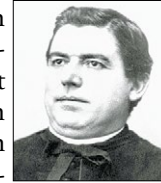
Seit 1968 war Ustinov Unicef-Sonderbotschafter – es sei niemals vergebens, sich für die gute Sache zu engagieren, erklärte er. 1990 wurde er zum Ritter geschlagen und durfte kurz mit der Queen tanzen. Die Passion für Tennis verband ihn mit Papst Johannes Paul II., der Ustinov sogar zu einem Match einlud – was dann durch das Papsttätat verhindert wurde. Ustinov, der auch eine Dokumentation über den Vatikan drehte, starb am 28. März 2004. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

10. April

Magdalena von Canossa

Als junger Mann war Lorenz Werthmann mit Armut und unmenschlichen Arbeitsbedingungen konfrontiert. Der katholische Priester setzte sich dafür ein, die verstreuten sozialen Initiativen der katholischen Kirche zu bündeln und gründete den Deutschen Caritasverband. Werthmann starb vor 100 Jahren.



11. April

Gemma, Elena

Im Gegensatz zu ihrem Ehemann, Kaiser Wilhelm II., ist Auguste Victoria heute fast ganz aus der Erinnerung verschwunden. Die letzte Königin von Preußen und Kaiserin des Deutschen Reichs, nach der Straßen, öffentliche Einrichtungen und eine Rose benannt sind, starb 1921 im niederländischen Exil.

12. April

Teresa von Jesús

65 Jahre alt wird Herbert Grönemeyer. Durch seinen Auftritt im Kinofilm „Das Boot“ wurde er einem breiten Publikum bekannt. Zu seinen populärsten Alben zählen „4630 Bochum“ und „Mensch“. Mit über 17 Millionen im Inland verkauften Tonträgern ist er der kommerziell erfolgreichste zeitgenössische Musiker Deutschlands.



13. April

Hermenegild

Ein Meilenstein der jüdisch-katholischen Beziehungen ereignete sich

1986: Papst Johannes Paul II. besuchte die Große Synagoge in Rom – als erster Pontifex der Neuzeit betrat er damit ein jüdisches Gotteshaus. Heute sind Besuche von Synagogen durch Päpste selbstverständlich.

14. April

Lidwina, Ernestine, Elmo

Eine Gruppe von 33 Siedlern machte sich 1846 von Springfield, Illinois, auf den Weg nach Westen Richtung Kalifornien (*Foto unten*). Fehlentscheidungen führten die auf 87 Personen angewachsene, als „Donner Party“ bezeichnete Gruppe in die Katastrophe: In der Sierra Nevada vom Winter überrascht, kam über ein Drittel der Reisenden ums Leben. Die Überlebenden konnten sich nur durch Kannibalismus retten.

15. April

Damian de Veuster

Einen Tag zu spät erschienen österreichische Truppen unter Joseph Philipp Vukasović 1796 zur „Schlacht bei Dego“. Bei der siegreichen napoleonischen Italienarmee konnten sie so aber Verwirrung hervorrufen und sich mit erbeuteten Kanonen eine Zeit lang gegen die Übermacht halten. Dann jedoch mussten sie sich zurückziehen.

16. April

Bernadette Soubirous

Die Eheleute Wilhelmine und Gottfried Reichard teilten die Leidenschaft für die Luftschiffahrt. Vor 210 Jahren unternahm Wilhelmine als erste Ballonfahrerin Deutschlands ihre erste Alleinfahrt. Diese umfasste 30 Kilometer.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

Diese historische Zeichnung zeigt den Treck der von George Donner angeführten Reisegruppe, die sich mit Planwagen in den Westen der USA aufmachte.



SAMSTAG 10.4.

▼ Fernsehen

- 14.25 RBB: **Chorin – Ein Kloster und seine Musik.**
 20.15 Pro7: **12 Years a Slave.** Oscarprämiertes Historiendrama über einen Afroamerikaner, der als Sklave verkauft wird.

▼ Radio

- 16.30 Horeb: **Kurs 0.** Christen geben Zeugnis: Kerstins Weg zur katholischen Kirche. Mit Kerstin Goldschmidt.
 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Begehrte Insel – Grönland im Fokus der Großmächte.

SONNTAG 11.4.

▼ Fernsehen

- 9.00 ZDF: **Sonntags.** Eltern werden, Eltern sein. Magazin.
 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Konzilspfarre Sankt Paul in Salzburg. Zelebrant: Vizedechant Peter Hausberger.
 17.30 ARD: **Echtes Leben.** Globuli & Co. – Eine Lifestyle-Religion?

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag.** Halte die Bruchstellen heilig! Die Feier von Abendmahl / Eucharistie. Von Bruder Andreas Knapp (kath.).
 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Noli me tangere. Berühre mich (nicht). Von Susanne Niemeyer (evang.).
 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche Unbefleckte Empfängnis in Lutherstadt Wittenberg. Zelebrant: Pfarrer Michael Poschold.

MONTAG 12.4.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Die Wonder Boys.** Tragikomödie mit Michael Douglas.
 21.40 3sat: **Vielfältige Vogelwelt Österreichs.** Dokumentation.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Mit Günter Oberthür (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 17. April.
 21.30 DKultur: **Einstand.** Die Zukunft entwickeln. Deutschlands jüngster Orgelprofessor Martin Sturm.

DIENSTAG 13.4.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Arme Sau.** Doku über Schweinezucht in Deutschland.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** EHE wir uns trennen: Liebe, Sex und Moral – wie passt das zusammen? Mit Bernhard Meuser, Publizist.
 20.10 DLF: **Hörspiel.** Das Ende vom Anfang. Ein irischer Bauer streitet mit seiner Frau, wer mehr Arbeit hat. Von Sean O'Casey.

MITTWOCH 14.4.

▼ Fernsehen

- 10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Junge Menschen im Lockdown. Talk.
 19.00 BR: **Stationen.** Recht haben oder glücklich sein? Muss man jeden Streit auch ausfechten? Magazin.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Rechtsextremismus in Ostdeutschland. Vom verordneten Antifaschismus zur AfD.
 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Luthers Besuch in Worms. Was er 1521 über Juden dachte. Von Karsten Krampitz.

DONNERSTAG 15.4.

▼ Fernsehen

- 22.45 WDR: **Menschen hautnah.** Artisten ohne Applaus. Wie der Chinesische Nationalcircus ums Überleben kämpft. Doku.

▼ Radio

- 10.08 DLF: **Marktplatz.** Gefährliche Pilze an der Wand – Schimmel in der Wohnung. Hörertelefon: 00800/44644464.
 20.03 DKultur: **Konzert.** Der Pianist Martin James Bartlett spielt u.a. Ludwig van Beethoven, Maurice Ravel und François Couperin.

FREITAG 16.4.

▼ Fernsehen

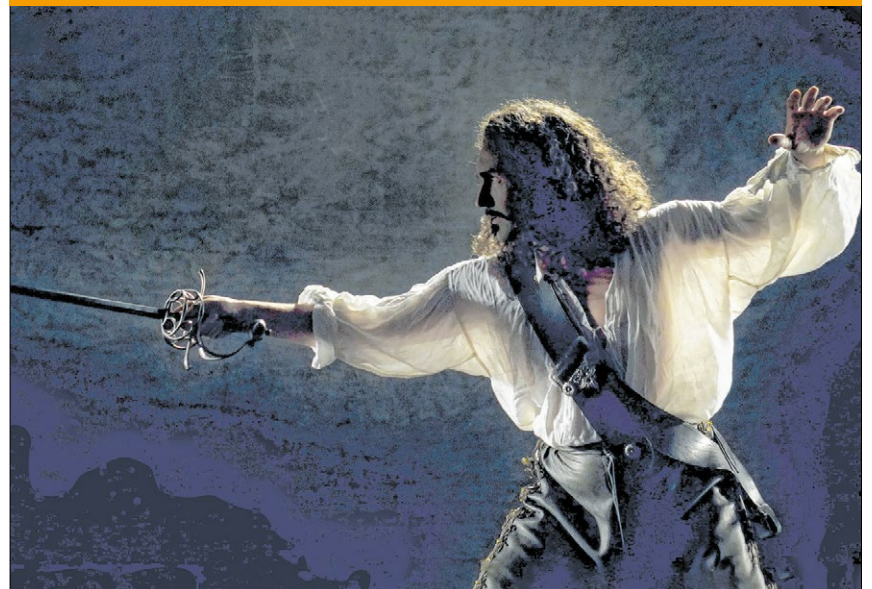
- 20.15 BibelTV: **Bernadette von Lourdes.** Historienfilm über die Marienerscheinungen. Teil 2 am 17. April.
 22.50 BR: **Stalingrad.** Antikriegsfilm von Joseph Vilsbeyer, D 1993.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Vom Umgang mit Langeweile – nicht nur in Corona-Zeiten. Mit Christoph Kreitmeir, Klinikseelsorger.
 19.15 DLF: **Mikrokosmos.** Kulturreportage über ein Märchenfestival.

☞: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Die Biografie des Musketiers

Alexandre Dumas machte mit seinen Romanen das Quartett um den Comte d' Artagnan unsterblich: Die Dokumentation „D'Artagnan, Musketier im Dienst des Sonnenkönigs“ (Arte, 10.4., 20.15 Uhr) zeigt, dass die Biografie der realen historischen Figur noch faszinierender als die ihres fiktionalen Doppelgängers ist. Aus welchen Quellen schöpfte Dumas für „Die drei Musketiere“? Bezog er sich auf historische Fakten? Gestützt auf Forschungen veranschaulicht der Film die historischen Zusammenhänge mittels zahlreicher Filmauszüge und nachgestellter Szenen, durch Gemälde sowie anhand der Zeichnungen in Dumas' Romanen.

Foto: Gedeon Programmes



Verabredung mit dem Lebensretter

Einem politischen KZ-Häftling, dem Katholiken Tomasz (Mateusz Damiński), und seiner Geliebten Hannah (Alice Dwyer), einer Jüdin, gelingt die Flucht aus dem Lager. In dem Drama „Die verlorene Zeit“ (Arte, 16.4., 20.15 Uhr) verlieren sich die beiden jedoch in den Wirren des Krieges. Jahrzehnte später ist Hannah in New York verheiratet, als sie in einer Fernsehdokumentation den tot geglaubten Tomasz wiedererkennt. Über den Suchdienst des Roten Kreuzes macht sie ihren Geliebten von damals ausfindig, der nun in einer polnischen Kleinstadt lebt. Die beiden verabreden sich.

Foto: Tom Trambow

Was der Zeitgeist mit der Kirche macht

Die Kulturwissenschaftlerin Kirstine Fratz beschäftigt sich mit der Dynamik des Zeitgeists, der Macht, die er über Menschen hat, und der Frage, warum ihm viele folgen. In der Talksendung „Bibel TV: das Gespräch“ (15.4., 11.30 Uhr) ist sie zu Gast bei Wolfgang Severin zum Thema: „Die Kirche und der Zeitgeist – Wie passt das zusammen?“. Denn die Forscherin ist überzeugt: Auch alte Institutionen wie die Kirche können sich dem Zeitgeist nicht entziehen. Ihrer Meinung nach löst er immer wieder neue kollektive Sehnsüchte aus, kreierte neue Versprechen von einem gelungenen Leben und beeinflusst damit das Denken, Handeln und Fühlen.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
 Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Beeindruckende Fotografien

Zwischen 2012 und 2020 fotografierte Francis Meslet mehrere Hundert Kultstätten in ganz Europa. Diese Orte sind heute in Schweigen gehüllt. Nur ein sanfter Windhauch, der sich durch ein zerbrochenes Buntglasfenster Einlass verschafft, ist zu spüren. Oder man hört als einziges Geräusch das rhythmische Klopfen von Wassertropfen, die durch das marode Dach eines Kirchenschiffs fallen.

Und doch ziehen diese Orte des Schweigens vereinzelt Besucher an. Zwar waren einst in einer deutschen Kirche lateinische Gesänge zu hören; und in einem katholischen Kolleg in Frankreich klangen Kinderstimmen. Doch wer vermag sich vorzustellen, welche Geräusche sich nun hinter den Mauern einer Krypta im Herzen des italienischen Hochlands verbergen?


Wir verlosen drei Bildbände. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 14. April

Über das Buch „Das Gesetz des Ausgleichs“ aus Heft Nr. 12 freuen sich:
Marianne von Dziembowski,
67227 Frankenthal,
Gabriele Fischer,
89077 Ulm,
Johann Ziareis,
92447 Schwarzhofen.

Den Gewinner aus Heft Nr. 13 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

italienischer Modeschöpfer	israel. Staatsmann, † 1995	Gesichtsausdruck	bestimmter Artikel	Kurzname	Apothekenassistent (Abk.)	Reisemesse in Berlin (Abk.)	eh. dt. Tennisspielerin (Jana)	knapp, wenig Raum lassend		
				scharf gewürzt						
	5		Art, Spezies					Glimmentladung an Spitzen		
eine Getreidepflanze		abwärts		2			britische Rockgruppe (Kw.)	livländ. Längenmaß		
							großer Raum	3		
Fingerschmuck		Erdalkalimetall					süd-deutsch: Straßenbahn			
Buch der Bibel	Kurz-schrift-schreiber	chem. Zeichen für Radium	4				englisch: oder		große Dummheit	
							Fischfangkorb	Initialen der Fitzgerald		
				Was zeigt dieser Bildausschnitt?			8			
Sportgröße		Hauptstadt von Algerien	an diesem Ort	zeitlich vorausliegende Ferne		Meeresfisch	Schande			
U-Boot bei Jules Verne						skand. Männername				
Lurchtier			Theaterstück von Brecht	niemand						
hervorragend		Bierproduktionsbetrieb	7					Westeuropäer		
	6			Feuerlandindianer		lauter Anruf	deutsche Vorsilbe			
				Chauffeur				1		
Ehrentitel der röm. Kaiser		9	Vakuum							

1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:
Saisonaales Obst
Auflösung aus Heft 13: **EMMAUSGANG**

A	Z		B	G								
U	R	A	F	F	U	E	H	R	U	N	G	
G	N	A	U	T	I	L	U	S	A			
E	D	E	L	G	A	S		S	T	I	L	
I	N	C	H						T	O	N	E
T	M								B	V	O	
U	N	E				W	E	G	E	N		
O	M	A	N						I	R	R	E
H									N	E	S	
G	O	A		S	R		G	M				
B	A	S	T	E	L	E	I	I	O	T	A	
U	T	M	N	E	U	T	R	A	L			
K	S	P	A	S	S	A	G	I				
A	L	T	A	I	E	E	L	B	E			
E	G	R	U	N	D	L	I	N	I	E		
E	R	L	O	E	S	A	S	A	N	A		

„Spiel mit deiner Fernsteuerung gefälligst woanders! Du hast schon wieder meine Funkuhr verstellt!“

Illustrationen:
Deike/Jakoby



Auflösung des Suchbilds in der Mitte: Rücklicht

Erzählung

Das Parkhaus Ein Ratekrimi von Jens Klausnitzer

Ich bin Pfarrer David Schwarz von der Pfarrgemeinde St. Antonius, deren Mitglied auch Franziska Schwarz ist – Kriminalhauptkommissarin und außerdem Ehefrau meines Bruders Martin. Weil ich manchmal zufällig in der Nähe bin, wenn ein Mensch einmal den rechten Weg verlässt und meine Schwägerin ermitteln muss, möchte ich ihr helfen. Und gemeinsam mit Ihnen ihren neuen Fall aufklären, den Fall mit dem Auto ...

Zehn Minuten vor 18 Uhr erreichte ich das öffentliche Parkhaus mit den kostenlosen Parkplätzen, entdeckte in der zweiten Ebene glücklicherweise eine freie Parklücke, parkte meinen Wagen dort und ging nach unten zum Eingang, wo sich genau um 18 Uhr ein Gemeindegmitglied mit mir treffen wollte.

Der Mann allerdings erschien nicht. Nicht vor der vereinbarten Zeit, nicht zur abgesprochenen Zeit und auch nicht danach. Das fand ich zuerst nicht ungewöhnlich, schließlich konnte immer etwas Unvorhergesehenes passieren. Also vertrieb ich mir die Wartezeit damit, die in das Parkhaus einfahrenden Autos zu beobachten, deren Fahrer die Tafel neben der Einfahrt ignorierten. Diese zeigte die Zahl der freien Plätze im Parkhaus mit einer großen Null an.

Ich sah ein grünes Auto, das gewagt knapp an das Ausgabeterminal



für die Parkscheine heranrollte, ich betrachtete ein schwarzes Auto, das fast das schützende Geländer der Betonsäule berührte, und ich bemerkte ein blaues Auto, das ungewöhnlich langsam und äußerst vorsichtig die schmale Einfahrt passierte.

Während die Fahrer dieser drei Fahrzeuge im Parkhaus verzweifelt nach freien Plätzen suchten und dabei hofften, dass die Anzeige schon bei drinnen nur noch zehn freien Plätzen draußen dann die Null zeigte, geschah erst einmal nichts. Bis kurze Zeit später dicht hintereinander ein gelbes, ein silbernes und ein rotes Auto hineinfuhren. Und ganz allein danach noch ein großes graues Fahrzeug.

Leider war der Mann, der mich zum Kaffee eingeladen und mich um ein vertrauliches Gespräch gebeten hatte, nicht dabei. Ich wartete eine weitere Viertelstunde, in der sieben Autos nach offenbar erfolgloser Suche wieder aus dem Parkhaus rollten, aber der Mann kam nicht.

Dafür hielt plötzlich ein Wagen mit Blaulicht auf dem Dach neben mir und meine Schwägerin ließ die Scheibe auf der Fahrerseite herunter. „Stehst du schon länger hier?“, fragte sie und ich hörte eine gewisse Aufregung in ihrer Stimme. „Ist ein silbernes Fahrzeug in dieser Zeit in das Parkhaus gefahren?“

An das silberne Auto konnte ich mich erinnern, deshalb nickte ich.

Aber nach wenigen Minuten kehrte Franziska mit ihren drei Kollegen enttäuscht zurück. „Unser Täter hat hier das Fahrzeug gewechselt, er hat das silberne abgestellt und ist mit einem vorher hier abgestellten anderen Fahrzeug verschwunden. Schade!“

Natürlich erzählte ich ihr von den Autos, die eingefahren waren. Und auch von dem grauen, dem schwarzen, dem gelben, dem roten, dem blauen, dem weißen und dem grünen Auto später beim Ausfahren ...

Wissen Sie, in welchem Fahrzeug der Täter geflohen war?

Der Täter ist in dem weißen Fahrzeug geflohen! Nach den Beobachtungen zu den einfahrenden („... ich sah ein schwarzes Auto ...“) und ausfahrenden („... von dem grauen, dem schwarzen, dem gelben ...“) Autos fahren fast alle Fahrzeuge wieder aus dem Parkhaus – weil nur das silberne Auto das Parkhaus nicht mehr verlässt, dafür aber ein weiteres, kann der Täter nach dem Fahrzeugwechsel nur in dem weißen Auto geflohen sein!

Lösung:

Sudoku

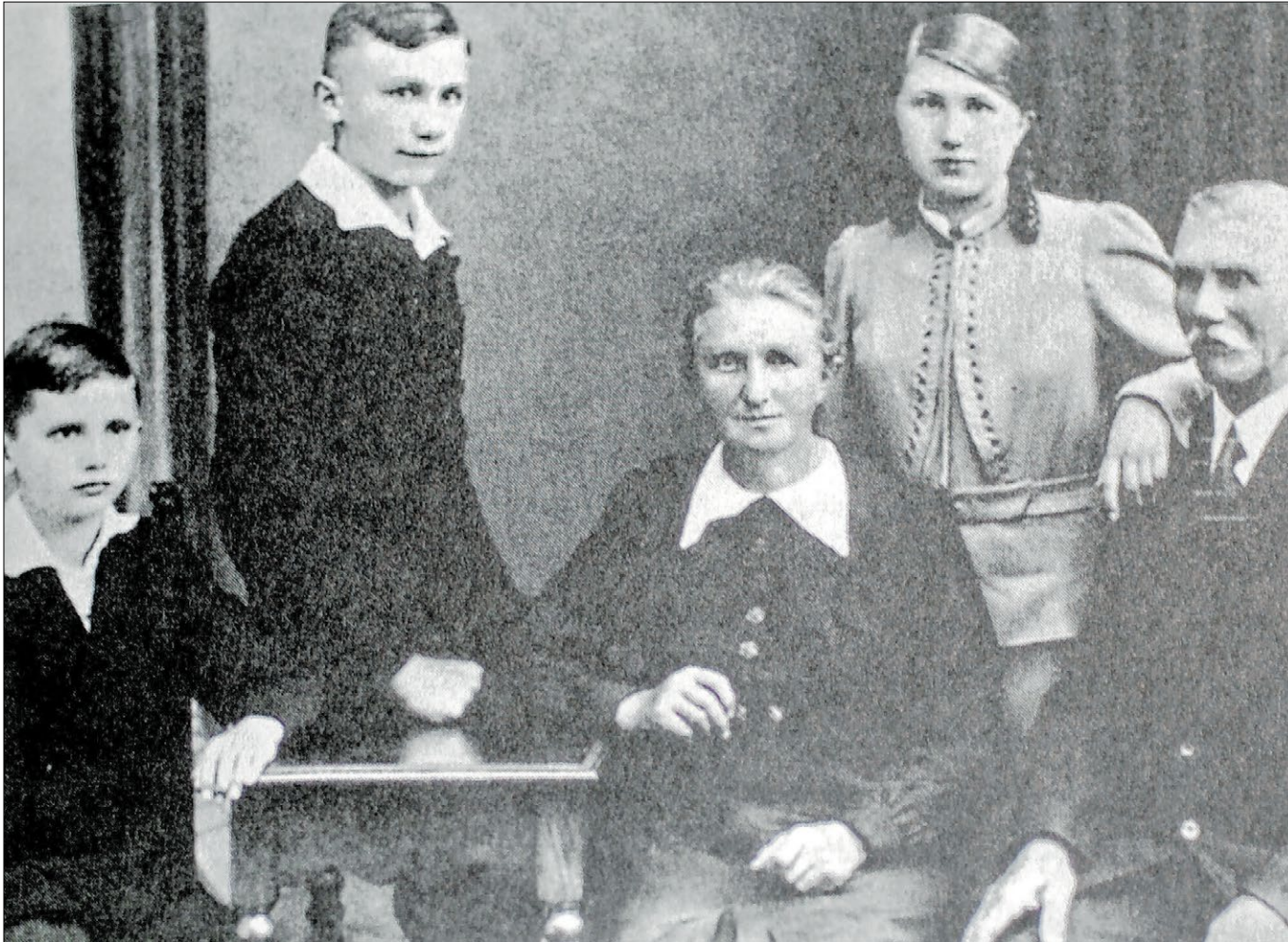
7	9	3		1				5
5	2	6		9	4		2	9
	6		8		7	3	5	
8		5	9	4	1		2	
	1	7			3		8	4
6		1	7	3		8		1
9	4		1			6		7

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 13.

9	6	3						1
5			9	3	1	4		
			6			3	9	8
			8	1				4
6	4	1		7				
			9		1			2
7	2				9			
3					8	2	5	
			5	3		6	9	





Hingesehen

Im Haus der Familie Ratzinger ist der Namenstag stärker als der Geburtstag gefeiert worden. Vor allem der Josefi-Tag (19. März) wurde hochgehalten – denn dieser ist der Namenstag – „von Vater und mir“, erläuterte der emeritierte Papst Benedikt XVI., geboren als Joseph Ratzinger, kürzlich in einem Interview. Um das „Außergewöhnliche des Festes“ auszudrücken, habe die Mutter stets eine Torte mit Zuckerguss gebacken. Außerdem habe es beim Frühstück eine Namens-tischdecke gegeben. Dazu sei Bohnenkaffee getrunken worden, „den Vater sehr liebte, aber den wir uns normalerweise nicht leisten konnten“. Zudem habe es immer eine Primel als Zeichen des Frühlings gegeben. Das Foto von 1938 zeigt (von links) Joseph Ratzinger, seinen Bruder Georg, Mutter Maria, Schwester Maria und Vater Joseph. *Text/Foto: KNA*

Wirklich wahr

Als Zeichen der Zuversicht verschickt die Seniorenpastoral im Erzbistum München und Freising „Weihwasser in Tütchen“ an betagte Menschen. „Vielen Senioren ist Weihwasser aufgrund der eigenen Lebensgeschichte vertraut und wichtig. Aber für viele ist derzeit der Zugang dazu erschwert“, sagt die Leiterin der Seniorenpastoral, Adelheid Widmann. „Und sie freuen sich sehr über ein Zeichen der Zuwendung.“



6000 Päckchen mit Weihwassertüchern samt einer Karte und einem Impuls sollen verschickt werden. Die Aktion ist Teil der zu Beginn der Pandemie gestarteten Initiative „In Verbindung bleiben“. 1200 Multiplikatoren in den Pfarreien, hauptsächlich Ehrenamtliche, halten Kontakt zu Senioren, schicken immer wieder Impulse der Ermutigung und ermuntern die Menschen, sich auch untereinander zu vernetzen. *Text/Foto: KNA*

Zahl der Woche

3702

Brautpaare hat das Berliner Start-Up-Unternehmen WeddyPlace online zu ihren Hochzeitswünschen befragt. Ein gutes Drittel der Paare will sich auch kirchlich trauben lassen, zumeist katholisch oder evangelisch. Ein Drittel lässt sich ausschließlich standesamtlich trauen, ein weiteres Drittel wählt zusätzlich eine freie Trauung.

Von den Brautpaaren, die sich für eine Zeremonie entscheiden, wählen 73 Prozent eine katholische oder evangelische Trauung. Beide Konfessionen halten sich dabei in etwa die Waage. Bei rund zwei Drittel der Befragten haben beide Partner den gleichen religiösen Hintergrund. Zum Zeitpunkt der Hochzeit sind die Frauen im Schnitt 31 Jahre, die Männer 34 alt. Eine Hochzeit kostet im Durchschnitt etwa 13800 Euro. Auch wenn viele Hochzeiten wegen der Covid-19-Pandemie ausgefallen sind, wurden 90 Prozent den Angaben nach nur verschoben, nicht aufgehoben. *KNA*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1. 1. 2021.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. In welchem bayerischen Landkreis verbrachte Joseph Ratzinger seine Gymnasialzeit?

- A. Traunstein
- B. Mühldorf am Inn
- C. Altötting
- D. Rottal-Inn

2. Wie lautet sein zweiter Vorname?

- A. Rudolf
- B. Georg
- C. Aloisius
- D. Wolfgang

Lösung: 1 A, 2 C

Hat Thomas die Wunden berührt?

Alte Sehgewohnheiten beeinflussen unmittelbar die Leseweise der Heiligen Schrift

Vor Jahren erschienen auf der Liturgieseite 10 dieser Zeitung zum zweiten Sonntag der Osterzeit „Gedanken zum Sonntag“ mit Bezug zum Evangelium vom „ungläubigen Thomas“ (Joh 20,19–31). Es ist dort auch diese Woche wieder abgedruckt. Der Autor bemerkte darin mit Verweis auf das Buch „Der Finger in der Wunde. Die Geschichte des ungläubigen Thomas“ (2007) des US-amerikanischen Gelehrten Glenn W. Most, dass der Apostel Thomas seine Hände wohl nicht in die Seite des auferstandenen Christus gelegt hätte. Die Redaktion unterstützte diese Interpretation durch eine Detailansicht des berühmten Gemäldes „Der ungläubige Thomas“ von Caravaggio samt einer Bildunterschrift, wonach das Evangelium selber keinen Anhaltspunkt für einen solch kruden Realismus biete.

Mangelnder Osterglaube?

Gleich nach Erscheinen der Ausgabe verlangte ein aufgebrachter geistlicher Herr den verantwortlichen Redakteur ans Telefon und sprach ihm den Auferstehungsglauben ab. Dass das Evangelium eine tatsächliche Berührung nicht belegt, sondern textlich eigentlich ausschließt, focht den Anrufer nicht an. Genauso wenig, dass kulturelle Sehgewohnheiten über die Jahrhunderte hinweg die Leseweise dieser Szene beeinflusst haben.

Dass Paulus bei seiner Bekehrung vor Damaskus bildlich stets von einem Pferd stürze, von dem in der Bibel ja ebenfalls kein Wort stehe – davon hatte er noch nie gehört. Dem unbeeirrten Ankläger eines mangelnden Osterglaubens musste ernstlich vorgehalten werden, dass er geistliches Ehrabschneiden betriebe. Als er daraufhin lieber die theologischen Lehrer des Redakteurs als ungläubig und ihn als naives Opfer beleidigte, legte dieser schließlich den Hörer auf.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von CBM Deutschland e.V., Bensheim. Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt von Optik Degle GmbH, Augsburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



▲ Ähnlich drastisch wie der „Ungläubige Thomas“ von Caravaggio und deutlich davon beeinflusst ist dieses lebensgroße Gemälde von Abraham Janssens van Nuyssen, entstanden zwischen 1610 und 1615. Foto: gem

40 Jahre vor Glenn Most stand im „Lexikon für Theologie und Kirche“ zum Apostel Thomas bereits zu lesen: „Dass er die Wundmale wirklich berührte, ist nicht gesagt, auch nicht anzunehmen.“ Warum nicht? Nun, man steckt seinem Gott nicht einfach mal den Finger in die Wunde.

Keine Zeit für Berührung

Auf die Aufforderung Jesu „Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ erfolgt unmittelbar die Reaktion des Apostels Thomas, die somit grammatikalisch gar keinen Zeitraum für die Berührung der Wunden offenlässt: „Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ Damit ist Thomas der Erste, der Jesus als Gott bekennt.

Die Worte, mit denen Jesus die Begegnung mit Thomas beendet,

betonen das Sehen und schließen damit ebenfalls eine Berührung eher aus: „Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Leibhaftig auferstanden

Dabei tut der vermutliche Ausfall der Berührung der leiblichen Auferstehung Jesu keinen Abbruch: Thomas hätte durchaus seine Hand in die Seite Christi legen können – die Aufforderung des Auferstandenen setzt diese Möglichkeit realistisch voraus. Wenig später schildert Johannes sogar, wie der Herr mit sieben seiner Jünger am See von Tiberias Brot und Fisch aß. Dem Evangelisten waren in der Thomaszene jedoch das Gottesbekenntnis und die Definition von Glaube als „nicht sehen und doch glauben“ offenbar wichtiger.

Thomas musste die Wunden nicht berühren. Obwohl der text-

liche Befund so eindeutig scheint, haben sich Christen in Wort und Bild für die dramatischere Lese- und Sichtweise entschieden und die Berührung unterstrichen. Selbst dann noch, als es die Gefahr seitens der christlichen Esoteriker, die dem Auferstandenen einen immateriellen Scheinleib angedichtet hatten, längst nicht mehr gab.

Die Hand in der Seite

Die tatsächliche Berührung der Seitenwunde erscheint wenigstens angedeutet in so gut wie allen bildlichen Darstellungen seit der Spätantike: Von den Sarkophagen des vierten Jahrhunderts an bis zu den immer drastischeren Inszenierungen ab der Renaissancezeit und dann besonders im Zuge der Gegenreformation taucht der Finger immer tiefer hinein. Natürlich wird eine Fingerreliquie des heiligen Thomas in Rom verehrt.

Von einer Glaubensvergewisserung durch Anfassen ist jedoch nie die Rede gewesen. Vielmehr legten seit dem Kirchenvater Augustinus († 430) zahlreiche Autoren das reale Berühren der Seitenwunde geistlich aus – im Zusammenhang mit der Eucharistie- und Kirchenlehre. Das Herausfließen des Sakraments des Leibes und Blutes Christi und damit auch der greifbaren Kirche, die aus den sinnenfälligen Sakramenten gebildet wird, aus der offenen Seite Jesu ist ein feststehender Topos der spirituellen Literatur.

Erst die Epoche des Humanismus und der Reformation brachte gelegentliche Abweichungen von der traditionellen Sichtweise. Vielleicht machte die Lektüre des Johannes-evangeliums im griechischen Original das zeitlich zwingende „Thomas antwortete“ unabweisbar deutlich. Dem abstrakten protestantischen Programm „sola fide – durch Glaube allein“ kam die Zurücksetzung alles Sinnenfälligen, des Berührens noch hinter das Sehen – einschließlich katholischer Dinge wie Reliquienverehrung, Wallfahrten und Segnungen von Gegenständen – nur zupass. Seitdem entstanden im nord-europäischen Raum auch einige „nicht berührende“ Darstellungen des Evangeliums vom „ungläubigen Thomas“. Peter Paul Bornhausen

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de

Nur durch Heilige, die den Alltag heiligen, wird unser Glaube glaubwürdig für die Welt.
Max Josef Metzger

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Weißer Sonntag, 11. April

Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. (Joh 20,28f)

Wie sehne ich mich danach, Jesus einmal zu berühren! Wie geht es Ihnen bei diesem Gedanken? Ich strecke mich im Akt des Glaubens nach Jesus aus, meinem Herrn und Gott, und suche die Berührung mit ihm. Im Geschenk der heiligen Kommunion, die viele Kinder in diesen Wochen zum ersten Mal empfangen, geschieht diese Berührung.

Montag, 12. April

Streck deine Hand aus, damit Heilungen und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus. (Apg 4,30)

Angst und Bedrängnis erfüllen in diesen Wochen viele Menschen. Nicht weil sie als Christen verfolgt werden, sondern weil das Coronavirus weiterhin eine große Bedrohung für sie ist. Herr, streck

deine Hand aus und befreie uns von allem Schaden! Bewahre uns, im Namen Jesu, und lass deine Wunder heute neu geschehen!

Dienstag, 13. April

Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung Jesu, des Herrn, und reiche Gnade ruhte auf ihnen allen. (Apg 4,32f)

Wir stehen in der Osterzeit und sind gesandt, Zeugnis von der Kraft der Auferstehung abzulegen. Doch wie sieht es mit der Einheit untereinander aus? Sind wir wirklich ein Herz und eine Seele? Unser Zeugnis hat keine Kraft durch die Zerstrittenheit unter uns. Herr, schenke uns die Gnade zur Versöhnung und Einheit!

Mittwoch, 14. April

Sie ließen die Apostel verhaften und in das öffentliche Gefängnis werfen. Ein Engel des Herrn aber öffnete nachts die Gefängnistore, führte sie heraus und sagte: Geht, tretet im Tempel auf, und verkündet dem Volk alle Worte dieses Lebens! (Apg 5,18)

Wie erleben wir derzeit die Nachfolger der Apostel, unsere Bischöfe? Sind Christen mutig genug, das Wort des Lebens von Jesus, dem Auferstandenen, zu verkünden? Die Apostel gehorchten dem Wort Gottes – trotz Verhaftungen.

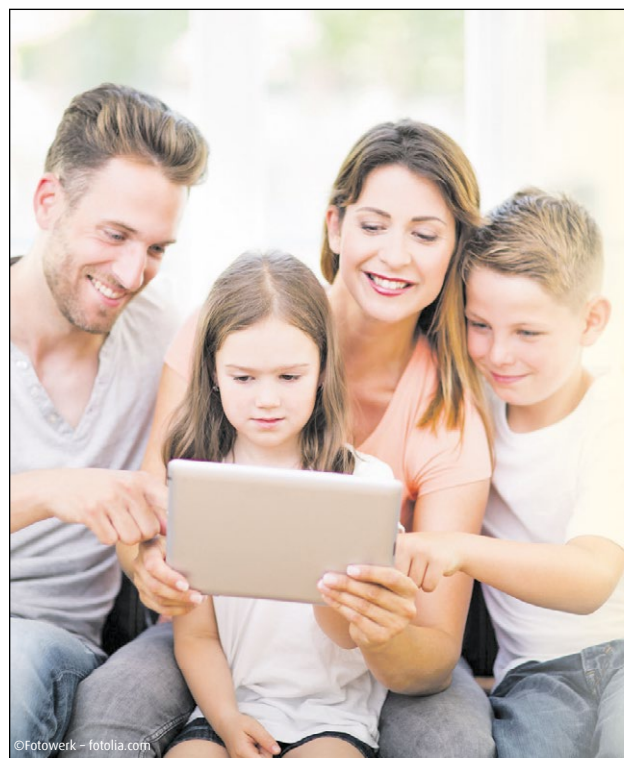
Donnerstag, 15. April

Petrus und die Apostel antworteten: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. (Apg 5,29)

Höre ich auf Gottes Wort oder gehe ich den bequemeren Weg? Kreuzigen wir in diesen Tagen durch unseren Ungehorsam nicht wieder Jesus auf neue Weise?



Sr. M. Petra Grünert ist Franziskanerin von Maria Stern im Jugendwohnheim St. Hildegard am Dom in Augsburg (www.franziskanerinnen-am-dom.de) und in der Klinikseelsorge tätig.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die Neue Bildpost immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Neue Bildpost lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Neue Bildpost nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigen Preis von **EUR 71,40** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



Für nur
1 Euro
mehr!